R. Töpffer's

Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

C. T. Heyne.

Dritter Band.

Inhalt:

Die Bibliothek meines Oheims.

I.

Leipzig,

Berger's Buchhandlung.

1847.

Die Bibliothek

meines Oheims.

Von

R. Töpffer.

1. Die beiden Gefangenen. — 2. Die Jüdin.

Leipzig,
Berger's Buchhandlung.
1847.

Die

Bibliothek meines Oheims.

1.

Die beiden Gefangenen.

Ich habe Leute gekannt, die an der Schwelle ihres väterlichen Kramladens aufgewachsen sind; dort hatten sie eine gewisse praktische Menschenkenntniß eingesammelt, dabei aber auch einen Hang zum Herumgaffen, einen Geschmack am Straßenleben, eine gewisse Alltäglichkeit der Ideen, kleinstädtische Maximen und Vorurtheile angenommen. Mochte man später Advocaten oder Minister aus ihnen machen, immer brachten sie die guten oder schlechten aber stets unvertilgbaren Eigenheiten der Ladenschwelle mit in ihren Wirkungskreis.

Daneben hatten andre junge d. h. etwa funfzehnjährige Leute eine kleine Stube inne, welche nach einem stillen Hofe oder nach einsamen Dächern hinausging. Dort sahen sie nichts von alle dem was auf der Gasse vorging, beobachteten aber dafür um so sorgfältiger eine kleine Anzahl von Nachbarn und

gaben sich desto ungestörter dem Nachdenken hin. So erwarben sie sich eine nicht sowohl ausgebreitete als gründliche Menschenkenntniß. Wie oft waren sie jedes Schauspiels beraubt und auf den Umgang mit sich selbst beschränkt, während sich die Andern auf ihrer Ladenschwelle beständig am wechselnden Anblick neuer Gegenstände ergötzten und weder Zeit noch Lust hatten in sich selbst einzukehren. Wird nun nicht als Advocat oder Minister der einstige Bewohner des Dachstübchens ein ganz andrer Mensch sein als der frühere Hüter des Kramladens?

Und wie steht es mit dem Einfluß dessen was der junge Beobachter von seiner Wohnung aus sieht, mit den Leuten, welche um dieselbe erscheinen, mit dem verschiedenen Gerede das sich hören läßt, mit den trüben und heitern Gegenständen welche vorkommen, mit der Nachbarschaft und den tausend zufälligen Ereignissen? Ach, welch eine schwierige Sache ist die Erziehung! Während Ihr in wohlweiser Absicht nach einem Buch oder dem Rath eines Freundes Geist und Herz Eures Sohnes nach einer Euch beliebigen Richtung zu lenken meint, stehen die Dinge, die Nachbarn, das Gerede, die Zufälle und allerhand Kleinigkeiten in einem geheimen Bunde, um Eurer Absicht förderlich oder hinderlich zu sein, ohne daß Ihr deren Einfluß entbehren oder beseitigen könnt.

Später freilich, im 20. bis 25. Jahre, thut die Wohnung allerdings nicht mehr viel zur Sache; mag sie nun heiter oder

düster, gemächlich oder verfallen sein, sie ist keine eigentliche Schule mehr. In diesem Alter denkt der Mensch ernstlich an seine künftige Laufbahn; er hat den Zeitpunkt erreicht, welcher ihm nur noch in nebliger Ferne erschienen war; sein Geist ist nicht mehr so sinnig und gelehrig; wohl sind noch um ihn her dieselben Gegenstände, aber sie machen nicht mehr denselben Eindruck auf ihn.

. . . .

Was mich betrifft, so bewohnte ich eine stille Gegend der Stadt Genf *), und zwar hinter der Peterskirche und nahe am bischöflichen Gefangenhause. Durch das Gezweig einer Akazie sah ich die gothischen Fensterbogen der Kirche, den untern Theil ihres umfangreichen Thurms, ein schmales Fenster des Gefängnisses und weiter hin durch eine Oeffnung zwischen den Dächern den See mit seinen Ufern. Wie schön konnte ich mich hier belehren, wenn ich die Gelegenheit sonst zu benutzen gewußt hätte! Wie sehr hatte mich das Geschick vor so vielen Knaben meines Alters begünstigt! Wenn ich nicht den rechten Nutzen daraus zog, so bin ich doch ein wenig stolz darauf aus dieser

---

*) Diese Gegend ist die in der Nachbarschaft der Genovevakirche; das fragliche Haus ist unter dem Namen der französischen Stiftung (maison de la bourse française) bekannt, weil es zu einer Wohlthätigkeitsanstalt gehört, welche Genfer Protestanten französischer Abstammung zu unterstützen bezweckt.

Schule hervorgegangen zu sein, welche edler als die der Ladenschwelle, ergiebiger als die des Dachstübchens war und die mich, wenn ich nur die geringste Anlage gehabt hätte, sicherlich zum Dichter gemacht haben würde.

. . . .

Es ist aber am Ende besser, daß mich die Natur nicht zum Dichter geschaffen hat; denn ich meine, daß nie ein Dichter zu irgend einer Zeit glücklich gewesen ist. Oder kennt man irgend einen bevorzugten Geist der poetischen Welt, den nicht ein ewiger Durst nach Ruhm und Huldigung verzehrt hätte? Kennt man einen einzigen unter den größten Dichtern, und vorzüglich unter diesen, der je mit seinen Arbeiten zufrieden gewesen wäre und die Herrlichkeit der Gebilde wieder erkannt hätte, wie sie in seinem Genius schlummerten? Das Leben der Poeten ist voll lockender Hoffnung, Enttäuschung und Ueberdruß! Und so erscheint uns die Sache nur auf der Oberfläche; was für gewaltige Unruhe, was für bittern Unmuth mag dieses Leben erst in seinem Innern bergen! Solche Köpfe erbauen nur übermenschliche Glückseligkeit, welche jeder Tag als bloßen Traum darstellt und vernichtet; sie sehen den Himmel offen und fühlen sich doch an die Scholle gebannt; ihre Blicke spähen nach Göttinnen und fallen doch stets auf gewöhnliche Sterbliche. O Tasso, Petrarca und Racine, ihr verzärtelten und kranken Seelen, ihr niemals ruhigen, stets blutenden oder

klagenden Herzen, sagt uns doch, wie viel es euch gekostet hat unsterblich zu werden!

Es ist hier nur Ursache und Wirkung: Weil sie Dichter sind, empfinden sie solche Qualen, und weil sie diese Pein fühlen, sind sie Poeten. Aus diesem Kampfe aber, der in ihrem Innern wüthet, schießt gleich dem Blitz aus der Wolke jenes Licht hervor, das uns aus ihren Gesängen entgegenglänzt; das Leiden enthüllt ihnen die Freude, durch diese lernen sie den Kummer kennen und das Sehnen ihres Herzens ist von ewiger Täuschung umschwebt; aus diesem reichhaltigen Chaos, aus diesen fruchtbaren Schmerzen entspringen ihre erhabenen Lieder. So entlockt der Aeolsharfe ein gewaltiger Sturm die süßesten Töne.

Ich wunderte mich daher keineswegs, als ich einen ganz verständigen Mann sagen hörte, es wäre besser ein unbekannter Gewürzkrämer denn ein allbekannter Poet, besser Giraud als Dante Alighieri zu sein.

. . . .

Die Idee, welche ich mir vom Dichter mache, ist ganz wahr, denn man merke nur darauf, wonach diejenigen zunächst streben, welche sich diesem Berufe weihen. Haschen sie nicht nach jener Unruhe, jenen Qualen und jenem reichhaltigen Chaos, wenn sie dazu kommen können? Sowie man die wahre Tugend durch scheinheilige Worte nachäfft, so äffen sie die echte

Poesie durch Ausdrücke der Betrübniß, der Bangigkeit und unsäglichen Schmerzes nach; sie quälen sich, sie seufzen in ihren Versen, stellen darin einen farblosen Rest des hingeweinten Lebens zur Schau und in einem Alter von 20 Jahren sterben sie gleichsam hin; damit beginnen sie fast insgesammt. Doch, mein Freund, es ist nicht so leicht als Du meinst, bekümmert, traurig und unglücklich zu sein, sich durch Sehnsucht und Verzückung abzuquälen, vom Leben die Farbe abzustreifen und wie Millevoye zu sterben! Nimm doch die Larve ab, damit wir Dein jugendlich heitres Antlitz sehen! Warum bleibst Du nicht Deiner Natur getreu, mein wackrer Gesell? Was hast Du nur davon Dich für einen seufzenden, stöhnenden und hingestorbenen Jüngling halten zu lassen, der doch nie zur Erde bestattet wird?

. . . .

Wenn ich übrigens von fruchtbaren Schmerzen spreche, so will ich damit nicht gesagt haben, daß jeder große Dichter in seinen Versen nothwendig seufzt und weint, sondern vielmehr daß seine lachendsten Bilder oft das bitterste Herzeleid enthüllen. Selbst wenn er uns die Schönheit mit himmlischen Farben malt, wenn er uns in ein Elysium zaubert, so ist es die kahle Wirklichkeit des Erdenlebens, welche ihn zum Aufschwung nach den höhern glückseligern Gefilden treibt; er schildert den Reiz der Gesundheit weil er krank ist, den des Sommers weil sein

Fuß über Eisflächen irrt, den der kühlenden Gewässer weil alles um ihn her dürre Steppe ist. Der Unglückliche berauscht sich auf Augenblicke und schmiegt dann den Kelch an unsre Lippen; wir schlürfen den Nektar und er behält die Hefen.

Aber da ertappe ich mich eben auf einem häßlichen Gedanken, der sich in ein Fältchen meines Gehirns verkrochen hat: wie gern ich es nämlich wegen meiner eignen Freuden sehe, daß solche leidende Seelen vor mir gelebt haben, daß solche Unglückliche viele Jahre lang in Kummer lebten, um einige Seiten oder einige Strophen zu hinterlassen, die einen Augenblick mein Gemüth ergötzen! . . . Tiefgehende Selbstsucht des menschlichen Herzens, Grausamkeit des vergnügungssüchtigen Menschen, der sich alle Dinge zum Opfer bringt! Aber man denke auch wieder . . . Racine, ein Gewürzkrämer! . . . Virgil, ein Ausschnitthändler! . . . Nein, für einen solchen Gedanken bin ich noch nicht reif; über mein eisgraues Haupt sind noch nicht Jahre genug dahingeflogen. Doch es wird nur zu bald ein Tag kommen, wo ich reifer, wenn auch nicht minder selbstsüchtig, der Jugend dies zu Gemüthe führen will. Und wenn dann ein solcher Gedanke, wie ich ihn hier brandmarke, in ihrem Gehirn aufsteigen sollte, so müsse er sich auf ihre Stirn ergießen und an ihrer Lippe seine Grenze finden!

Es giebt im Gehirn viel solche schmähliche Gedanken, die sich aus Scham verbergen und sich nur ruhig verhalten, um

sich nicht verhöhnen zu lassen; kommen sie aber doch einmal aus ihrem Schlupfwinkel hervor, so röthet die Scham jede ehrenhafte Stirn. Einst stellte jemand in seinem eignen Gehirn ein Treibjagen an, spürte auf und ab durch alle Falten, durchspähte die dunkelsten Schlupfwinkel und machte daraus, was er vorfand, ein Buch, nämlich das der Maximen; dies ist ein treuer Spiegel, worin sich der Mensch häßlicher sieht als er zu sein glaubte. Der Herzog, welcher eben diese Jagd anstellte, befolgte hierin den Rath des Sokrates, welcher den Menschen ermahnt in sein eignes Gehirn zu blicken. *Γνῶθι σεαυτόν* (l. gnōdi seautón, erkenne Dich selbst) bedeutet nichts Andres. Ich für meinen Theil zweifle stark, ob bei dieser immerwährenden Selbstbeschauung viel zu erholen sein möchte. Rücksichtlich so mancher Dinge ist es besser sich selbst nicht zu kennen. Viele würden schlechter werden, wenn sie sich besser kennten. Sieht einer, daß sein undankbarer Boden keinen Weizen tragen will, so kommt er auf den Gedanken vom Unkraut Vortheil zu ziehen.

. . . .

Deshalb luge ich auch nicht mehr so oft in mein eignes Gehirn, vertreibe mir aber die Zeit am liebsten damit in das andrer Leute zu guken. Ich bediene mich dabei der Loupe, des Mikroskops, und man hat keinen Begriff davon, was ich darin für kleine Wunderlichkeiten entdecke, abgesehen von den großen,

die man mit bloßem Auge sieht, und von den ungeheuren, die schon in der Entfernung auffallen. Was für ein Narr ist Gall, der vom Gefäß auf den Inhalt, von den Unebenheiten einer Pomeranze auf deren Geschmack und von der Büchse auf die Salbe schließen will! Ich für meine Person mache auf und koste, ich nehme den Deckel ab und spähe.

Man muß sich denken, daß ein Gehirn wie das andre ist und bei jedem Menschen dieselbe Zahl von Zellen einnimmt, welche insgesammt einerlei Keime enthalten, sowie sich in jeder Pomeranze eine gleiche Anzahl von Kernen und gleichgestalteten Zellen befindet. Bald aber entstehen nun aus diesen Keimen, von denen die einen verkümmern und die andern übermäßig gedeihen, gewisse Mißverhältnisse, woraus dann die Verschiedenheit der Charaktere und die Unähnlichkeiten der Menschen entspringen.

Merkwürdigerweise verkümmert einer von diesen Keimen niemals, sondern lebt ebenso gut von nichts als von vielem, wächs't mit zuerst empor und geht unter allen zuletzt ein, so daß man nach dessen wirklichem Absterben sicher vom Tode des ganzen Menschen überzeugt sein kann: wir meinen den der Eitelkeit. Ich habe das von einem Leichenbeschauer, welcher mir vertraute, daß er für seinen Theil sich an dieses Zeichen halte und es als zuverlässiger denn jedes andre betrachte. Wurde er demnach an das Bett eines Abgeschiedenen berufen, so verschaffte er sich vor allen Dingen Gewißheit davon, ob an demselben nicht noch ein

Bestreben sich sehen zu lassen, ein Rest von Beherrschung der Mienen, eine gewisse Sorgfalt in der Lage oder irgend eine Spur des Bewußtseins fremder Beobachtung lebte. Zeigte sich nichts dem Aehnliches, so gab er den Begräbnißschein, ohne erst lange den Puls zu befühlen. Da er aber nie von dieser Gewohnheit abging, so war er auch überzeugt, daß er niemals jemanden habe lebendig begraben lassen, was doch, wie er sagte, seine Amtsbrüder oft genug thäten, indem sie sich nur an den Puls, den Athem und andre trügerische Zeichen hielten.

Dieser Leichenbeschauer stellte auch die Behauptung auf, jener zur vollen Knospe gewordene Keim erleide durch den Stand, den Reichthum oder das Gewerbe durchaus keine Veränderung; wenn irgend etwas darauf Einfluß habe, so sei es das Lebensalter; denn in der Kindheit zeige er sich nicht zuerst, auch im Jünglingsalter schwelle er noch nicht besonders an, aber vom 20. Jahre an sei es ein gar bedeutender Knollen, der aus allem gierig seine Nahrung ziehe.

. . . .

Doch ich vergesse, daß ich eigentlich von meiner Wohnung sprechen wollte. In tiefer Seelenruhe verlebte ich hier meine erste lachende Jugendzeit nicht so sehr um meinen Lehrer als in meiner eignen Gesellschaft, doch hatte ich auch vielfach mit Eucharis und Galathée, am meisten aber mit Estelle zu schaffen.

Es giebt ein Lebensalter, aber auch nur ein einziges und kurzdauerndes, für welches Florian's Schäferromane einen ganz eigenthümlichen Reiz haben. Ich stand in diesem Alter. Nichts kam mir liebenswürdiger vor als diese jungen Schäferinnen, nichts naiver als ihre kostbaren Reden und die wie ein Rosenduft ihren Lippen entquellenden Empfindungen, nichts ländlicher als ihre zierlichen Gestalten und ihre artigen Röcke mit fliegenden Bändern. An den hübschesten Mädchen der Stadt entdeckte ich kaum halb so viel Anmuth, Eleganz, Geist und namentlich Gefühl als an meinen lieben Schafhirtinnen. Aber ihnen hatte ich auch mein ganzes Herz geschenkt und meine erwachende Phantasie spiegelte mir vor, daß ich es ihnen treu bewahren würde.

Es war die erste Liebe des kindlichen Herzens, der erste Schimmer jenes Feuers, welches in der Folge so auflodert, um sich greift und verzehrt; welch ein Zauber, welch ein reiner holdseliger Glanz liegt in dem ersten jungfräulichen Aufglimmen eines Gefühls, das später zu einer so mächtigen Flamme wird!

. . . .

Leider wollte es mein Unstern, daß ich dieser neuen Leidenschaft nicht mit vollem Herzen nachzuhängen wagte. Und das rührte von einem sehr bedeutsamen Gespräch her, welches noch ganz kürzlich mein Lehrer mit mir angeknüpft hatte. Es handelte sich um das löbliche Betragen des Telemach auf Calypso's

Insel, als er aus Tugendliebe die schöne Eucharis verläßt. Nachdem ich den Satz: „Und er stürzte den Telemach in's Meer" übel und böse übersetzt hatte: „Et Telemachum in mare de rupe praecipitavit," kam Herr Ratin (so hieß mein Lehrer) auf den Gedanken mich zu fragen, was ich über Mentor's Verfahren dächte.

Ich kam durch diese Frage in nicht geringe Verlegenheit, denn es war mir schon recht gut bekannt, daß man den Mentor in Gegenwart seines Lehrers nicht tadeln darf, und gleichwohl konnte ich nicht umhin, Mentor's Benehmen bei dieser Gelegenheit ganz brutal zu finden. Endlich vermochte ich zu stammeln:

„Ich meine, Telemach konnte froh sein mit einem Schluck Seewasser wegzukommen."

„Du verstehst meine Frage nicht," erwiederte Herr Ratin. „Telemach war in die Nymphe Eucharis verliebt. Nun giebt es aber keine Leidenschaft, die verderblicher, verächtlicher und der Tugend feindseliger wäre als die Liebe. Ein liebender Jüngling giebt sich nur der Schlaffheit und Verweichlichung hin; er taugt zu weiter nichts mehr als um die Geliebte zu schmachten, wie Hercules zu den Füßen der Omphale. Also könnte das Verfahren des weisen Mentor nicht vortrefflicher sein um seinen Zögling am Rande des Abgrundes zu hal-

ten. So," fügte Herr Ratin hinzu, „so hättest Du mir antworten sollen."

. . . .

Auf diesem Seitenwege erfuhr ich, daß der Fall, worin ich mich befand, bedenklich genug und daß ich schon ein gutes Stück vom Pfade der Tugend abgewichen sei; denn nach meiner Ansicht liebte ich die Estelle ebenso sehr als der Andre die Eucharis. Ich faßte daher bei mir selbst den Entschluß ein so frevelhaftes Gefühl zu bekämpfen, das mich früh oder spät in's Verderben stürzen könnte, denn umsonst hatte Herr Ratin das Verfahren Mentor's doch gewiß nicht so bewundert.

Herrn Ratin's Aeußerung hatte übrigens einen großen Eindruck auf mich gemacht, und zwar weniger dadurch was ich davon begriff als dadurch was für mich Dunkles und Geheimnißvolles darin lag. Während ich nun klüglich den drohenden Abgrund zu vermeiden und meine herzlich unschuldige Gluth niederzukämpfen bemüht war, klammerte sich zugleich meine Einbildungskraft an Herrn Ratin's unheimliche Worte, deren eigentlichen Sinn ich zu meiner weitern Aufklärung auf alle Weise zu ergründen trachtete.

Dies war meine erste Liebe. Wenn sie wegen ihrer rein imaginären Natur weiter keine Folgen haben konnte, so haben sich doch durch die Art und Weise, wie sie von Herrn Ratin abgefertigt wurde, in meine zärtlichen Neigungen der Folgezeit

eigenthümliche Züge eingeschlichen, welche man im Verlauf dieser Erzählung nicht verkennen wird.

. . . .

Das oben erwähnte Gefängniß hatte ein einziges Fenster, welches nach meiner Wohnung hinausging. Die Gefängnisse sind überhaupt nicht reich an Fenstern.

Dieses Fenster ist in einer düster und rußig aussehenden Mauer angebracht. Eisenstäbe verhindern den Gefangenen den Kopf herauszustecken, ein davor angebrachtes Breterwerk entzieht ihm die Aussicht nach der Straße und läßt nur wenig von dem Lichte des Himmels in sein Behältniß eindringen. Ich erinnere mich, daß der Anblick dieses Mauerloches in mir damals nichts als Entsetzen und Entrüstung erregte. Wie schauderhaft auch, daß in einer Gesellschaft, die nach meiner Ueberzeugung aus lauter tugendhaften Leuten bestand, Räuber und Mörder aufzutauchen wagten! Daher erschien mir die Gerechtigkeit, welche die Rechtschaffenen gegen solche Ungeheuer beschützte, als eine in ihrer Strenge heilige Matrone, deren Urtheile niemals zu furchtbar sein könnten. Später hat sich meine Ansicht in etwas geändert: die Justiz ist mir weniger heilig vorgekommen, jene tugendhaften Leute sind in meinen Augen gesunken und in den vermeintlichen Ungeheuern erkannte ich nur zu oft die Opfer des drückenden Mangels, des verführerischen Beispiels und selbst der

Ungerechtigkeit . . . da kühlte sich die Gluth meiner Entrüstung bedeutend durch das Mitleiden ab.

Der kindliche Verstand spricht unbedenklich ab, weil er beschränkt ist. Alle Fragen haben für das Kind nur eine Seite und sind daher ganz einfach, die Lösung derselben erscheint also seiner mehr wohlmeinenden als umsichtigen Urtheilskraft ebenso leicht als allgemein zwingend. Aus diesem Grunde führt auch das sanfteste unter ihnen zuweilen harte und grausame Reden. Ohne eben unter die sanftesten Kinder zu gehören, begegnete mir das oft. Sah ich z. B. einen Menschen in das Gefängniß führen, so sympathisirte ich lediglich mit den Gendarmen und fühlte nichts als Abscheu vor dem Verhafteten. Und dazu vermochte mich weder eine grausame noch gemeine Gesinnung, sondern vielmehr das Gefühl für Rechtlichkeit. Wäre ich verdorben gewesen, ich würde die Gendarmen verabscheut und den Gefangenen beklagt haben.

Einst sah ich einen vorbeiführen, der meinen ganzen Unwillen erregte. Es war der Mitschuldige eines abscheulichen Meuchelmordes. Ihrer Zwei hatten einen alten Mann ermordet, um sich seines Geldes zu bemächtigen; da sie aber bei ihrem Verbrechen von einem Kinde gesehen worden waren, so hatten sie sich dieses unschuldigen Zeugen durch einen zweiten Mord entledigt. Der eine Verbrecher war zum Tode verurtheilt worden, der andre nur zu ewigem Gefängniß, weil ihm entweder

Milderungsgründe oder geschickte Vertheidiger zur Seite gestanden hatten. Als dieser nun unter meinem Fenster hin nach dem Gefängniß geführt wurde, betrachtete er mit neugierigem Blick die benachbarten Häuser und so begegneten seine Augen den meinigen. Er lächelte mich an, als ob er mich gekannt hätte!

Dieses schauerliche Lächeln machte auf mich einen tiefen und unheimlichen Eindruck. Es kam mir den ganzen Tag nicht aus den Gedanken. Ich ließ mir beigehen es meinem Lehrer zu klagen, dieser aber nahm davon Gelegenheit mir Vorstellungen darüber zu machen, wie viel Zeit ich durch mein Hinausschauen auf die Straße verlöre.

Mein Lehrer war doch, wenn ich es recht bedenke, ein drolliger Kauz: sittlich gut aber gewaltig steif, achtbar und doch dabei lächerlich, ernst und komisch zugleich, so daß er mir zwar imponirte, aber mich auch wieder fortwährend zum Lachen reizte. Wenn mich indessen beim Anblick des Herrn Ratin auch oft genug der Lachkitzel stach, so übte er doch (wie groß ist die Macht der Rechtschaffenheit, sobald wir bei jemandem das Verhalten mit den guten Grundsätzen in Einklang sehen!) einen gewaltigern Eindruck auf mich, als dies bei einem weit gescheidtern und gewandtern Lehrer der Fall gewesen sein würde, wenn ich diesen nur auf dem geringsten Widerspruch zwischen seinen Lehren und Handlungen ertappt hätte.

Er war überaus verschämt. Wir übersprangen ganze Seiten im Telemach, die ihm wider die guten Sitten zu sein schienen, und er suchte mich sorgfältig vor jeder Sympathie mit der verliebten Calypso zu bewahren, indem er mir verkündete, ich würde in der Welt auf gefährliche Frauen genug stoßen, die jener Nymphe glichen. Er verabscheute diese Calypso; obgleich eine Göttin, war sie in seinen Augen doch ein wahrhafter weiblicher Währwolf. Was die lateinischen Classiker betrifft, so hüteten wir uns sie in andern als den vom Jesuiten Jouvency wohlgesäuberten Ausgaben zu lesen, und auch da überhüpften wir noch so manche Stelle, welche diesem züchtigen Jesuiten ganz harmlos vorgekommen war. Daher kam es daß ich mir von manchen Dingen entsetzliche Vorstellungen machte und schreckenerfüllt über mich wachte, dem Herrn Ratin auch meine unschuldigsten Gedanken nicht merken zu lassen, sobald sie einen verliebten Anflug zu haben oder mit Calypso, seinem Währwolf, in irgend einer wenn auch noch so entfernten Beziehung zu stehen schienen.

Ueber diesen Punkt wäre viel zu sagen. Eine Erziehungsmethode, wie sie gegen mich geübt wurde, erregt mehr als sie dämpft, beklemmt mehr als sie vorbeugt und erzeugt mehr Vorurtheile als Grundsätze, besonders aber benachtheiligt sie fast unfehlbar die Sinnesreinheit, diese zarte Blüthe, welche so leicht dahinwelkt, um nie wieder aufzublühen.

Herr Ratin war ganz vollgestopft mit Latinität und römischen Alterthümern, sonst aber ein guter Mann und strenger seinen Worten als seinen Handlungen nach. Wegen eines Dintenflecks hielt er mir eine Predigt aus dem Seneca und wegen irgend einer muthwilligen Posse stellte er mir den Cato aus Utica als Beispiel vor: aber was er durchaus nicht verzieh, dies war mein vieles und ausgelassenes Lachen, wovon er den Grund nicht kannte oder kennen wollte. In diesem tollen Lachen sah der wackre Mann die sonderbarsten Dinge, den verdorbenen Zeitgeist, frühreife Sittenlosigkeit und das sichere Vorzeichen einer beklagenswerthen Zukunft. Kam er einmal in einer leidenschaftlichen Predigt über diesen Punkt, so konnte er kein Ende wieder finden. Dies alles kam meiner Meinung nach von einer Warze her, die er auf der Nase hatte.

Diese Warze war von der Größe einer Erbse und mit einem Büschel sehr feiner Haare besetzt, die unverkennbar hygrometrische Eigenschaften hatten; denn ich bemerkte, daß sie je nach dem Zustande der Atmosphäre bald steif und gerade, bald geschmeidig und krumm waren. Es begegnete mir nicht selten während meiner Lehrstunden, dieselbe in aller meiner Unschuld und ohne den geringsten Gedanken an Spottlust nur eben als einen merkwürdigen Gegenstand zu betrachten; in solchen Fällen aber wurde ich hastig angefahren und wegen meiner Zerstreuung tüchtig abgekanzelt. Es kam auch wohl vor, daß

sich eine Fliege hartnäckig auf die Warze setzen wollte, mein Lehrer mochte sich so zornig wehren als er wollte; da ließ er in der Regel scharf exponiren, damit ich aufmerksam auf den Text sehen mußte und diesen sonderbaren Kampf nicht bemerkte. Aber eben gerade daran spürte ich daß etwas vorging, und eine unwiderstehliche Neugier trieb mich an verstohlen nach seinem Gesicht aufzublicken. Sah ich nun etwas, so wandelte mich auch der Lachkitzel an, und die Fliege brauchte nur in ihrer Bestrebung standhaft zu sein, so platzte ich unwillkührlich heraus. Dann donnerte Herr Ratin, ohne daß es schien als sähe er den mindesten Grund zu einem so ärgerlichen Beginnen, gegen das tolle grundlose Lachen im allgemeinen und stellte mir die schrecklichen Folgen meiner Thorheit vor Augen.

Gleichwohl halte ich ein solches Lachen für etwas höchst Angenehmes. Es ist eine verbotene, also eine herrliche Frucht. Nicht sowohl die Predigten meines Lehrers haben mich davon geheilt, als vielmehr das vorrückende Alter. Um so recht aus Herzensgrunde mit dem Lachen herauszuplatzen, muß man ein Schüler sein und wo möglich einen Lehrer haben, dem eine Warze mit drei possirlichen Härchen auf der Nase sitzt. In der Schulzeit ist man ganz ohne Erbarmen.

Wenn ich später an diese Warze dachte, kam ich auf den Gedanken, daß alle reizbaren Leute irgend ein physisches oder moralisches Gebrechen, irgend eine geheime oder sichtbare Warze

haben, wodurch sie auf den Argwohn geführt werden, daß sich ihre Umgebung über sie aufhalte. Vor solchen Leuten möge man ja das Lachen verbeißen, denn sie denken man lacht über sie; auch rede man nicht etwa von Knospen oder Blüthen und niemals von Cicero oder Scipio Nasica; das beziehen sie alles auf ihre Warze und würden den Spötter schön ansehen.

. . . .

Es war eben um die Zeit der Maikäfer. Früher hatten sie mich so vielfach ergötzt, aber jetzt begann ich mir nicht mehr viel aus ihnen zu machen. Wie man doch altert!

Wenn ich jedoch allein in meinem Zimmer saß und bei der tödtlichsten Langeweile meine Schularbeiten machte, verschmähte ich doch nicht ganz die Gesellschaft eines von diesen Thieren. Freilich machte es mir jetzt keinen Spaß mehr sie an einem Faden fliegen zu lassen oder an einen kleinen Wagen zu spannen, denn über solche kindische Ergötzlichkeiten war ich hinweg; aber denkt man denn es ließe sich gar nichts weiter mit einem Maikäfer anfangen? Das wäre ein gewaltiger Irrthum; zwischen den kindischen Spielereien und den ernsten Studien des Naturforschers giebt es noch eine große Menge Abstufungen.

Ich hatte einen Maikäfer unter einem umgestürzten Glase. Das Thier kletterte mühsam an den innern Wänden empor, um bald wieder herabzufallen und seine Bemühungen immer

wieder von vorn anzufangen. Zuweilen fiel er auf den Rücken, und das ist für einen Maikäfer bekanntlich ein großes Unglück. Bevor ich ihm wieder aufhalf, stellte ich Beobachtungen darüber an, mit welcher Langmuth er seine 6 Füße nach allen Seiten ausstreckte, um sich irgendwo anzuhäkeln, wo doch nichts war, so daß seine Hoffnung freilich stets auf's neue getäuscht wurde. „Wie dumm aber doch die Maikäfer sind!" sagte ich bei mir selbst.

Meistens half ich ihm dadurch aus der Noth, daß ich ihm meine Schreibfeder hinhielt, und dies führte mich zur schönsten und glücklichsten Entdeckung, so daß ich wohl mit Berquin sagen konnte, eine gute Handlung bleibe niemals unbelohnt. Mein Maikäfer hatte sich an den Federbart angeklammert und ich ließ ihn hier wieder zu sich selbst kommen, indem ich eine Zeile weiterschrieb, freilich aufmerksamer auf seine Bewegungen und Thaten als auf die des Julius Cäsar, welchen ich so eben übersetzte. Ich fragte mich, ob er davonfliegen oder an der Feder hinunter marschiren würde. An welchem Haar hängen doch die irdischen Dinge! Wenn er das Erstere that, so war es um meine Entdeckung geschehen und ich ahnte sie vielleicht nicht von fern. Glücklicherweise aber begann er abwärts zu kriechen. Als ich ihn der Dinte nahe kommen sah, erhob sich in mir eine innere Stimme, eine Ahnung sagte mir, daß hier große Dinge vorgehen würden. So ahnte Columbus,

ohne noch die Küste zu sehen, sein Amerika. Jetzt kommt der Maikäfer an den geschwärzten Schnabel herab und steigt über die Dinte weg, benetzt aber die Spitze seines gebogenen Schwanzes mit Dinte. Nun schnell ein weißes Blatt Papier .... es ist ein Augenblick der höchsten Spannung!

Jetzt kommt er mit seiner Schwanzspitze auf's Papier und läßt eine Dintenspur hinter sich, welche bewundernswerthe Zeichnungen darstellt. Zuweilen erhob der Maikäfer, mochte ihn nun sein Verstand oder die Wirkung des Vitriols auf seine Nerven dazu antreiben, mitten im Gehen seinen Schwanz empor und setzte ihn dann wieder nieder; daraus entstand eine Reihe von Punkten, eine punktirte Arbeit von ungemeiner Zartheit. Ein andermal änderte er seine ursprügliche Idee und kehrte um; das begegnete ihm dann nochmals und er schlug wieder eine andre Richtung ein; es war ein S entstanden! . . . Bei diesem Anblick fühlte sich mein Geist von einem plötzlichen Lichtstrahl geblendet.

Ich versehe gleich den Schwanz des Wunderthieres wohl mit Dinte und setze es auf die erste Seite meines Uebersetzungsheftes; dann bewaffne ich mich mit einem Strohhalm, um die Arbeiten des neuen Künstlers zu leiten und ihm jeden Abweg zu versperren; ich zwinge ihn so zu marschiren, daß zuletzt mein eigner Name herauskommt! Er brauchte zwei Stunden dazu; aber was für ein Meisterwerk hatte ich nun auch vor mir!

„Die edelste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat," sagt Buffon, „ist . . ." sicherlich der Maikäfer!

. . . .

Um diese Operation zu leiten, hatte ich mich dem Fenster genähert. Wir schrieben eben den letzten Buchstaben, als ich eine Stimme leise rufen hörte: „Mein Liebster!" Ich sah sogleich nach der Straße hinunter, bemerkte aber niemanden. „Hier!" flüsterte die nämliche Stimme. „Wo denn?" antwortete ich. „Im Gefängnisse."

Diese Worte kamen also aus dem vergitterten Luftloch und rührten von dem Bösewicht her, dessen scheußliches Lächeln mich mit solchem Grausen erfüllt hatte. Ich prallte bis an's andre Ende meines Stübchens zurück.

„Fürchten Sie sich nicht," fuhr die Stimme fort, „es ist ein rechtschaffner Mensch, der mit Ihnen redet . . ."

„Schurke!" schrie ich ihm zu, „wenn Ihr mich noch einmal anredet, so werde ich die Schildwache dort drüben rufen!"

Er schwieg einen Augenblick, dann begann er von neuem:

„Als ich neulich hier durch die Straße ging, sah ich Sie und las gleich aus Ihrem Gesicht, daß Sie ein mitleidiges Herz haben, welches ein unglückliches Opfer menschlicher Ungerechtigkeit gewiß beklagt . . ."

„Schweigt, Ihr Bösewicht!" rief ich ihm wieder zu, „Ihr habt einen alten Mann und ein Kind umgebracht!"

„Ach ich sehe wohl, daß Sie gleich den Andern verblendet sind. So jung noch und schon an das Böse zu glauben!“

Er schwieg, da er jemanden auf der Straße hingehen hörte. Es war ein schwarz gekleideter Mann. Später habe ich erfahren, daß es ein Geistlicher war. Als sich dieser Mann entfernt hatte, sagte der Gefangene wieder:

„Das ist der ehrwürdige Zuchthausprediger; der weiß, Gott sei Dank, daß mein Herz rein und meine Seele fleckenlos ist . . .“

Er verstummte abermals. Diesmal veranlaßte ihn ein Gendarme dazu, welcher vorüberging. Ich schwankte noch, ob ich ihn rufen und von den Reden des Gefangenen in Kenntniß setzen sollte, aber eben diese Reden hatten auf meine leichtgläubige Gutmüthigkeit schon einen so großen Eindruck gemacht, daß ich den Gedanken aufgab mich an den Gendarme zu wenden. Uebrigens schien mir darin auch eine Art von Verrätherei zu liegen, da sich der Gefangene doch nur im Vertrauen auf mein ehrliches Gesicht an mich gewendet hatte. Meine Eigenliebe fühlte sich zu sehr geschmeichelt, als daß ich ein solches Lob hätte Lügen strafen sollen. Ich habe weiter oben gesagt, daß sich der zur Knospe gewordene Keim von allem Möglichen nährt; es ist keine Hand so schmuzig, daß sie ihm nicht noch einen angenehmen befruchtenden Kitzel verursachen könnte.

Da der Gefangene nach dieser Unterhaltung, welche mich an das Fenster gefesselt hatte, nichts mehr sagte, so kehrte ich zu meinem Maikäfer zurück.

Gewiß bin ich todtenbleich geworden, davon bin ich überzeugt. Es war ein großes nicht wieder gut zu machendes Unheil geschehen! Ich ergriff sogleich den Urheber desselben und warf ihn zum Fenster hinaus. Dann untersuchte ich mit Entsetzen den verzweifelten Stand der Dinge.

Man sah eine lange schwarze Spur vom 4. Capitel de bello gallico an bis zum Rande links. Da mochte das Thier den Weg am Schnitt hinab zu steil gefunden und den Marsch wieder rückwärts nach dem Rande rechts gemacht haben; hierauf war es in nördlicher Richtung vom Buche auf den Rand des Dintenfasses gestiegen und auf dem sanften glatten Abhange zu seinem und meinem Unglück in den Agrund, in die Gehenna, in die Dinte hinuntergeglitten!

Hier mußte der unselige Maikäfer wohl endlich bemerkt haben, daß er auf einen Irrweg gerathen sei; er hatte sich zu schleuniger Umkehr entschlossen, und vom Kopf bis zu den Füßen in ein Trauergewand gehüllt, war er aus dem Dintenfasse hervorgekrochen, um auf das 4. Capitel de bello gallico zurückzukehren, wo ich ihn eben ertappte, während er seine Sache vielleicht nicht so übel gemacht zu haben glaubte.

Da gab es entsetzliche Dintenflecke, wahre Seen und Flüsse, eine ganze Verkettung von Unformen, ohne Zartsinn oder Genie . . . . es war eine abscheuliche schwarze Malerei!

Und dieses Buch war eine Elzevirische Ausgabe meines Lehrers, ein seltener, kostspieliger, nirgends wiederaufzufindender und mir unter schwerer Verantwortlichkeit mit ernsten Mahnungen anvertrauter Elzevir in Quart. Ich war verloren, das lag auf der Hand.

. . . .

Ich sog die Dinte mit Löschpapier auf, ließ das Blatt trocken werden und begann nun über meine Lage nachzudenken.

Ich fühlte mehr Angst als Reue. Am furchtbarsten kam es mir vor, daß ich den Maikäfer eingestehen mußte. Ich sah schon den schrecklichen Blick meines Hofmeisters, wenn ihm bekannt wurde auf welch eine schmähliche Art ich in dem Alter der Vernunft, das ich seinen Ausdrücken zufolge erreicht hatte, meine Zeit mit gefährlichen und wahrscheinlich sittenlosen Kindereien todtschlüge! Ich schauderte schon bei dem bloßen Gedanken daran.

Der Satan aber, an dessen Argist ich vor der Hand gar nicht gedacht hatte, gab mir ein Mittelchen gegen meine Verlegenheit an die Hand. Zur Zeit der Versuchung ist der Satan niemals weit. Er gab mir eine kleine unschuldige Lüge ein. In meiner Abwesenheit konnte ja die verwünschte Katze der Nach-

darin in die Stube gekommen sein und das Dintenfaß über das 4. Capitel de bello gallico umgestürzt haben. Da ich indessen zwischen den Lehrstunden nicht ausgehen durfte, so konnte ich meine Abwesenheit dadurch erklären, daß ich mir hätte eine Feder kaufen müssen. Weil sich aber Federn in einem Schränkchen befanden, das ich öffnen konnte, so mußte ich noch vorgeben, ich hätte den Schlüssel verloren, als ich gestern in's Bad ging. Freilich hatte ich gestern keine Erlaubniß gehabt in's Bad zu gehen und war auch wirklich nicht dahin gegangen; ich konnte aber hinzufügen, ich hätte das ohne Erlaubniß gethan; wenn ich nun diesen Fehler eingestand, so verbreitete dies über das ganze künstliche Lügengewebe viel Wahrscheinlichkeit und verminderte zugleich meine Gewissensbisse, weil ich mich großmüthig eines Fehlers zieh; das tilgte in meinen Augen fast alle Schuld . . .

Dieses Meisterstück eines künstlichen Planes war so weit entworfen, als ich Herrn Ratin die Treppe heraufkommen hörte!

In meiner Verwirrung machte ich das Buch zu und öffnete es wieder, ich klappte es nochmals zusammen um es ebenso schleunig wieder zuzumachen, Letzteres aber darum, weil der Dintenfleck für sich selbst sprechen und mir die furchtbare Verlegenheit der Selbstanklage ersparen mußte.

. . . .

Herr Ratin kam, um mir eine Stunde zu geben. Ohne

das Buch zu bemerken, legte er seinen Hut ab, rückte seinen Stuhl zurecht, nahm Platz und räusperte sich. Um mich unterdessen etwas zu fassen, nahm ich gleichfalls das Taschentuch heraus und schnaubte mich. Herr Ratin heftete einen langen Blick auf mich, denn es handelte sich um die Nase.

Ich bemerkte nicht sogleich, daß Herr Ratin zu erspähen suchte, in welcher Absicht ich mich beinahe zugleich mit ihm geschnaubt haben möchte; ich bildete mir nämlich ein, er habe den Dintenfleck schon gesehen, schlug daher die Augen nieder und fühlte mich durch sein Schweigen und seinen forschenden Blick mehr aus der Fassung gebracht, als wenn er mich ausgefragt hätte, da ich schon auf die Antwort gefaßt war. Endlich begann er mit feierlichem Tone:

„Mein Bester, ich lese auf Deinem Gesicht . . .“

„Nein, Herr Ratin . . .“

„Ich lese, sage ich Dir . . .“

„Nein, lieber Herr Ratin, die Katze ist es gewesen,“ unterbrach ich ihn.

Hier wechselte Herr Ratin die Farbe, so weit schien ihn diese Antwort alle bekannten Grenzen der Unehrerbietigkeit zu überschreiten; er schien eben seinen Anlauf zu einer Strafpredigt zu nehmen, als seine Augen auf die verunglückte Maikäfermalerei fielen; bei diesem Anblick fuhr er zusammen, und als ich das bemerkte, fuhr ich erst recht zusammen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ich den Sturm beschwören mußte. Ich rief daher hurtig, bevor er zum Ausbruch kam:

„Liebster Herr Ratin, ich war ausgegangen . . . die Katze . . . um eine Feder zu kaufen . . . und die Katze . . . weil ich den Schlüssel verloren hatte . . . gestern im Bade . . . und die Katze . . .“

Je weiter ich sprach, desto schrecklicher stierte mich Herr Ratin an, so daß ich am Ende seinen Blick nicht länger ertragen konnte und mich gleich ohne Uebergang an das Geständniß meiner Verbrechen machte:

„Ich lüge . . . Herr Ratin . . . ich . . . ich habe das ganze Unheil angerichtet.“

Es entstand ein großes Stillschweigen.

„Wundere Dich nicht, mein Bester,“ sagte endlich Herr Ratin mit feierlicher Stimme, „wenn ich im Uebermaß meiner Entrüstung nicht sogleich Worte finden konnte; der Ausdruck fehlt mir allerdings zur Bezeichnung einer solchen. . .“

Da kam eine Fliege . . . ein leichter Anflug des verwünschten Lachens zuckte mir unwillkührlich auf dem Gesicht.

Es entstand wieder ein langes Stillschweigen. Endlich stand Herr Ratin auf und sagte:

„Du wirst zwei Tage lang hier im Zimmer bleiben, mein Bester, um über Dein Betragen nachzudenken, während ich

selbst überlegen will, welche Maßregeln ich unter so bedenklichen Umständen zu ergreifen haben werde . . ."

Da ging Herr Ratin fort, verschloß die Thüre und nahm den Schlüssel mit.

. . . .

Es war mir ein Stein vom Herzen, daß ich alles offen bekannt hatte; die Entfernung des Herrn Ratin ersparte mir die Beschämung, so daß die ersten Augenblicke meiner Gefangenschaft einer glücklichen Befreiung gar nicht unähnlich waren; und hätte ich nicht die Verpflichtung gehabt zwei Tage lang über meinen Fehler nachzudenken, so wäre ich ganz vergnügt gewesen, wie man es zu sein pflegt, wenn man sich eben aus einer kritischen Lage befreit fühlt.

Ich machte mich an's Nachdenken, aber es fiel mir nichts ein. Ich mochte noch so sehr über meinen Fehler nachgrübeln, so sah ich doch nur in der Lüge etwas Bedenkliches, die ich doch durch ein offenes Geständniß (und zu meiner Freude war es ja freiwillig gewesen) wieder gut gemacht hatte. Indessen suchte ich der Zukunft wegen die Sache ernstlich zu bereuen; da mir aber dies fast gar nicht gelingen wollte, so begann ich zu fürchten, mein Herz sei in der That schon so bös und verdorben, wie Herr Ratin sagte; ich faßte daher mit wahrer Zerknirschung den festen Vorsatz, künftig nicht mehr so unsinnig zu lachen.

So weit war ich gekommen, als eben der Pastetchenbursche auf der Straße daher kam. Um diese Zeit erschien er gewöhnlich. Natürlich entstand in meiner Seele der Gedanke ein paar solche Pastetchen zu essen; aber ich machte mir ein Gewissen daraus diesem fleischlichen Gelüste nachzugeben, da mir eben eingeschärft worden war, mein Seelenheil zu bedenken; ich ließ daher den Burschen harren und rufen, ich blieb im Hintergrunde meiner Stube sitzen.

Wer aber die Pastetchenjungen beobachtet hat, wird wohl wissen, wie hartnäckig sie ihren Kunden zusetzen. Obgleich dieser mich nicht sehen konnte, so war dies doch für ihn und sein Geschäft noch gar keine böse Vorbedeutung, sondern er schrie in felsenfestem Vertrauen auf meine Naschhaftigkeit nur immer noch lauter. Nur fügte er dem Worte „Pastetchen" noch die unwiderstehliche Bezeichnung „warme weiche" hinzu, und ich will es nur gestehen, dieser Beisatz richtete in meiner Moralität eine große Verwüstung an. Zum Glück ward ich es inne und suchte den Schaden wieder gut zu machen.

Indessen hielt ich es für meine Pflicht diesen ehrlichen Burschen nicht länger in seinem Irrthume zu lassen, wodurch er eine für seinen Erwerbszweig kostbare Zeit verlor; ich trat daher an's Fenster, um ihm zu sagen, daß ich für diesmal keine Pastetchen nehmen würde. Er aber hatte mehr Glauben an mich als ich selbst und antwortete mit großem Gleichmuth:

„Machen Sie hurtig, ich habe nicht lange Zeit.“

„Geh nur,“ sagte ich wieder, „ich habe kein Geld.“

„Sie haben Credit.“

„Und dann habe ich auch keinen Appetit.“

„Das ist nicht wahr.“

„Ich habe übrigens sehr viel zu thun.“

„Drum machen Sie nur schnell!“

„Und dann . . . ich bin eingesperrt.“

„Ach, das dauert mir zu lange!“ sagte er den Korb aufhebend, als wenn er sich entfernen wollte.

Diese Bewegung wirkte auf mich mit wunderbarer Kraft und ich rief ihm hastig zu:

„Halt einmal!“

Ein paar Augenblicke später war eine Mütze geschickt an einen Bindfaden gebunden und ich zog zwei Pastetchen herauf . . . warme, weiche!

. . . .

„Der dumme Maikäfer!“ dachte ich, während ich meine Pastetchen verzehrte; „er hat doch vier Flügel, womit er davon fliegen konnte, und geht hin, um sich über Hals und Kopf in mein Dintenfaß zu stürzen! Ohne seine unbegreifliche Einfalt hätte ich ruhig meine Schularbeit gemacht, wäre artig gewesen, Herr Ratin würde zufrieden sein und ich auch; es wäre keine

Lüge vorgekommen, von keiner Einsperrung die Rede gewesen. . . . Der dumme Maikäfer!"

Welch eine glückliche Idee, auf die ich da kam! Ich hatte einen Sündenbock gefunden, auf den ich nach und nach alle meine Missethaten lud, so daß mein Gewissen bald zur erwünschtesten Ruhe kam. Was meiner Ansicht nach zu dieser Seelenruhe beitrug, war der Umstand, daß Herr Ratin in seiner gewaltigen Entrüstung ganz vergessen hatte mir Arbeiten aufzugeben. Zwei Tage ganz ohne Aufgaben zu sein, war von allen Strafen vielleicht diejenige, welche ich mir selbst als die prächtigste erkoren haben würde.

. . . .

Sowie ich mich mit meinem Gewissen abgefunden hatte und zwei Festtage vor mir erblickte, wollte ich mir den Aufenthalt im Zimmer durch gewisse Veränderungen, die mir ganz herrlich vorkamen, einmal recht behaglich machen. Zunächst entfernte ich aus meinem Gesichtskreise den Elzevir, das Lexicon nebst allen Büchern und Schreibeheften. Nachdem dies geschehen war, hatte ich eine ebenso angenehme als neue Empfindung, es war als hätte man mir Ketten und Banden abgenommen. So sollte ich in der Gefangenschaft zum ersten Mal den ganzen Reiz der Freiheit kennen lernen.

Welch eine Wonne! Mit vollem Rechte schlafen, nichts thun, träumen zu können, alles nach Belieben . . . und das

noch dazu in einem Alter, wo wir so gern mit uns selbst umgehen, unser Herz so reich an reizenden Unterhaltungen, unser Geist durch so geringfügige Dinge zu erfreuen ist, wo die Luft, der Himmel, das Feld, die Mauern, kurz, wo alles eine Sprache hat und uns erregt; wo eine Akazie zu unsrer Welt, ein Maikäfer zu unserm Kleinod wird! Ach, warum kann ich nicht zurückkehren in jene glückliche Zeit, warum nicht jene zauberreichen Beschäftigungen wiederfinden! Wie bleich ist jetzt die Sonne, wie langsam ziehen die Stunden dahin, wie unergötzlich sind die Beschäftigungen!

Stets kommt mir doch dieser Gedanke unter die Feder; so oft ich schreibe drängt er sich heran, um in's Leben zu treten, ich habe ihn tausendmal ausgedrückt und thue es immer wieder. Umsomst sucht mich das Glück, umsonst hat mir jedes Jahr seinen Tribut an Gütern gezollt, umsonst steigen reine und heitere Tage im Osten empor, nichts verlöscht in meinem Herzen die Erinnerung an vergangene Zeiten; je älter ich werde, desto jugendlicher erscheinen sie mir, desto mehr erfüllen sie mich mit schwermüthiger Rührung. Ich besitze mehr als ich jemals gewünscht habe, aber ich sehne das Lebensalter der Wünsche wieder herbei; der Besitz der Güter selbst erscheint mir weniger genußreich als jener leere aber glänzende Nebel, welcher mich damals umhüllte und mich stets in einer Art von Berauschung erhielt.

Ihr frischen Morgen des Mai, du blauer Himmel und lieblicher See, noch seid ihr vorhanden; aber . . . wo ist euer Glanz geblieben, was ist aus eurer Klarheit geworden, wo ist euer unaussprechlicher Zauber der Freude, des Geheimnisses und der Hoffnung? Wohl gefallt ihr immer noch meinen Augen, aber ihr füllt mein geistiges Wesen nicht mehr aus; ich wandle kalt an euren lachenden Ufern; um euch noch lieben zu können, muß ich in der Zeit zurückgehen, muß ich in jene Vergangenheit zurückkehren, die niemals wiederkommen wird! Wie bebetrübend, wie bitter ist ein solches Gefühl!

Und ein solches Gefühl liegt aller Poesie zum Grunde, wenn es nicht gar ihre Hauptquelle ist. Kein Poet nährt sich von der Gegenwart, alle wenden ihre Blicke rückwärts; sie gehen noch weiter: durch die Täuschungen des Lebens zu jenen Erinnerungen zurückgedrängt, verlieben sie sich in dieselben; sie leihen ihnen eine Anmuth, welche die Wirklichkeit nicht hatte, gestalten ihr Sehnen in Schönheiten um, womit sie dieselben schmücken, und während sie sich emsig ein glänzendes Schattenbild erträumen, beweinen sie den Verlust dessen was sie niemals besaßen.

In diesem Sinne ist die Jugend das Alter der Poesie, die Zeit, worin sie ihre Schätze sammelt, aber nicht, wie Einige meinen, diejenige, wo sie davon Gebrauch machen kann.

Mit dem lautern Golde, welches um sie her aufgehäuft

ist, weiß sie nichts anzufangen. Kommt die Zeit, welche es ihr Stück für Stück entreißt, dann macht sie ihr diese Beute streitig und beginnt zu erkennen, was sie besaß; durch ihre Verluste erfährt sie erst wie reich sie war, durch ihr Sehnen nach der Vergangenheit wird es ihr klar, welche Freudenquellen ihr vertrocknet sind. Dann fühlt sich das Herz beengt, dann entzündet sich die Phantasie, dann reißt sich der Gedanke los und steigt gen Himmel empor ... dann singt Virgil!

Aber was soll man von den unbärtigen Dichtern sagen, wenn sie in einem Alter singen, wo sie, wenn sie echte Poeten wären, alle Hände voll zu thun haben würden, um in der Stille sich an jenen herrlichen Düften zu berauschen, die sie erst später über ihre Poesien zu verbreiten wissen werden!

Es giebt frühzeitige Mathematiker, wovon Pascal ein Beispiel ist, aber keine frühzeitigen Poeten. An einen 60jährigen Homer läßt sich eher glauben als an einen 16jährigen Lafontaine. Wohl mögen vor dem 20. Jahre hier und da einige Strahlen des Genies hervorbrechen, aber nicht vor diesem Alter und gewiß äußerst selten mit demselben hat irgend ein poetischer Genius seinen Höhepunkt erreicht. Viele spannen freilich ihre Flügel weit früher aus, aber sie kommen nicht ordentlich empor und sinken bald wieder nieder; weil sie sich vorschnell erheben wollten, liegen sie frühzeitig am Boden. Zeitung und Coterie ist eure Sache; die nehmt nur wieder auf.

Lafontaine erkannte sich sehr spät oder gar in seinem Leben nicht; aber liegt hierin nicht eben auch das Geheimniß seiner Poesie? Les't nur seine Vorreden. Denkt er im geringsten daran, daß er etwas Beßres sei als sonst alle Welt? Und das ist bei ihm nicht etwa Bescheidenheit, denn er besitzt nicht einmal Eitelkeit genug um bescheiden zu sein, nein die schlichte ungekünstelte Natur, die reine Gemüthlichkeit ist es bei ihm. Er singt, weil ihm das Freude macht, nicht weil er an einen Beruf, an einen besondern Zweck dächte; er singt, und die herrlichste Poesie entquillt seinen Lippen.

Und wie dumm er war, ihr wißt es ja! Nie konnte er sich von dem Gedanken losmachen, daß Phädrus sein unerreichtes Muster wäre; er vergaß Ludwig den Großen zu loben; ohne daran zu denken, beleidigte er die Marquis . . . und ward in seinem Leben nicht unterstützt. O wie albern war Lafontaine im Vergleich mit so vielen geistreichen Poeten!

. . . .

Sowie ich meine Bücher und Schreibehefte bei Seite geschafft hatte, kam ich doch in einige Verlegenheit, weil ich nicht gleich wußte was ich angeben sollte. Ich wollte mir die Sache eben überlegen, als ich im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm. Ich gukte durch das Schlüsselloch und sah die Katze der Nachbarin im Kampfe mit einer ungeheuern Ratte.

Sogleich nahm ich Partei für die Katze, denn wir waren

immer gute Freunde gewesen; auch sah ich wohl daß ihr mein Beistand sehr erwünscht kommen mußte, denn sie hatte an der Schnauze schon eine Wunde und griff ihre kecke Feindin nur noch schüchtern an. Als ich jedoch dem Kampfe ein paar Augenblicke zugesehen hatte, begannen doch der Muth und die Gewandtheit der schwächern Streiterin im Angesicht einer so furchtbaren Gegnerin meine Theilnahme zu erregen, so daß ich zuletzt die Beobachtung der strengsten Neutralität beschloß.

Aber ich mußte bald die Erfahrung machen, daß es schwer für mich war neutral zu bleiben d. h. der Katze und der Ratte gleichgültig zuzusehen, zumal als ich gewahrte, daß die Ratte und ich in Sachen der Elzevirs einander nichts vorzuwerfen hatten; das Thier stak nämlich in einem gewaltigen am Boden liegenden Folianten und gukte aus einem von ihm selbst gefressenen Loche desselben wie aus einer Schanze hervor. Ich beschloß die belagerte Festung zu entsetzen und stieß mit dem Fuße gewaltig gegen die Thüre, um den Kater zu verscheuchen, war aber so derb dagegen gerannt, daß das Schloß nachgab und die Thüre aufging.

Ich sah nur noch den Folianten vor mir liegen; der Feind war verschwunden und von meiner Verbündeten nichts mehr zu hören noch zu sehen; ich selbst aber befand mich in einer bedenklichen Lage.

Das Zimmer war ein Nebengemach von der Bibliothek

meines damals abwesenden Oheims, eine staubige Rumpelkammer, ringsum mit alten Scharteken gespickt. In der Mitte bemerkte ich eine zerfallene Elektrisirmaschine und ein paar Kästen voll Mineralien, am Dachfenster einen altmodischen Großvaterstuhl. Wegen der Bücher hatte man dieses Gemach stets verschlossen gehalten, damit ich nicht hinein käme. Wenn Herr Ratin davon sprach, so geschah es immer mit geheimnißvoller Miene und wie von einem verdächtigen Orte. In dieser Beziehung kam der Zufall meiner Neugier wunderbar zu Hülfe.

Ich wollte anfangs ein wenig Physik treiben, aber die Maschine ging nicht; ich machte mich daher über die Mineralogie und zuletzt ging ich auch zum Folianten. Die Ratte hatte daran großartig gearbeitet; vom Titel war nichts mehr zu sehen als die sechs Buchstaben: Dictio . . . . . „Also ein Dictionnaire," dachte ich; „nun, ein solches Buch ist wohl nicht sonderlich gefährlich . . . Was aber für ein Wörterbuch?..." Ich schlug den Band auf. Oben als Ueberschrift sah ich einen Frauennamen und darunter allerlei Zeug mit Latein vermischt; ganz unten waren Anmerkungen. So viel sah ich indessen, daß von Liebe die Rede war.

Dies überraschte mich anfangs nicht wenig. In einem Wörterbuche, wer hätte das gedacht, in einem Wörterbuche von Liebe! Ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Aber die Folianten haben schon ihre Last; ich ging daher mit

dem meinigen nach dem Großvaterstuhl am Dachfensterchen und kümmerte mich für den Augenblick durchaus nicht um die herrliche Landschaft, welche vor demselben ausgebreitet lag.

Jener Frauenname hieß Heloise. Es war ein Frauenzimmer und schrieb doch Lateinisch; es war eine Aebtissin und hatte doch einen Geliebten! Durch so seltsame Widersprüche kamen meine Gedanken nicht wenig in Verwirrung. Ein Frauenzimmer und auf Lateinisch lieben! Eine Aebtissin und einen Geliebten haben! Ich merkte wohl, daß ich ein erzschlechtes Buch vor mir hatte, und der Gedanke, daß sich ein Lexicon mit solchen Geschichten befaßte, verringerte meine althergebrachte Hochachtung für dergleichen sonst so ehrenwerthe Bücher nicht wenig. Es kam mir vor, als wenn mein Lehrer Herr Ratin oder Mentor selbst plötzlich begönnen von Liebe und Wein, von Wein und Liebe zu singen.

Gleichwohl legte ich das Buch nicht bei Seite wie ich wohl gesollt hätte, sondern fühlte mich vielmehr durch diese ersten Data angelockt, las den Artikel durch, dann mit wachsender Begierde auch die Anmerkungen mit sammt dem Latein. Es gab da wunderliche Dinge; Manches war rührend, Andres geheimnißvoll; aber ein Theil der Geschichte war weggefressen. Daher war ich auch nicht mehr so sehr für die Ratte, und die Katze schien in mancherlei Hinsicht meinen Beistand verdient zu haben.

In den verstümmelten Büchern scheint immer das Feh-

lende am wissenswerthesten zu sein. Die Lücken reizen die Neugier weit mehr als die vorhandenen Blätter sie zu befriedigen vermögen. Ich komme selten in Versuchung einen Band zu öffnen, aber die Dütenblätter schlage ich gewiß alle auseinander, um sie zu lesen. Daher finde ich es auch für einen Schriftsteller stets weniger traurig beim Dütchenkrämer zu enden als beim Buchhändler zu verkümmern.

Heloise lebte im Mittelalter. Das ist eine Zeit, die ich mir voll Klöster, Zellen und Glocken vorstelle, mit hübschen Nonnen und langbärtigen Mönchen, mit waldigen Gegenden und Aussichten über Seen und Thäler; ich erinnere mich dabei stets an Pommiers und seine Abtei am Fuß des Berges Salève. Anders sieht mein Mittelalter einmal nicht aus.

Jenes junge Mädchen war die Nichte eines Chorherrn, ein schönes und frommes Kind, in meinen Augen nicht minder reizend wegen ihrer angebornen Anmuth als wegen des Ordensgewandes, in welchem ich sie mir vorstellte. In Chambéry hatte ich einmal die Schwestern vom Herzen Jesu gesehen und nach diesem Muster malte ich mir nun alle Nonnen, alle Ordensschwestern und, wenn es sein mußte, auch die Päpstin Johanna.

Zu der Zeit da Heloise in tiefer Zurückgezogenheit unter züchtiger Anmuth und ihr selbst unbekanntem Zauber aufwuchs, sprach man überall von nichts als von einem berühmten Ge-

lehrten Namens Abälard. Er war jung und weise, ungemein kenntnißreich und voll kühner Gedanken. Er nahm ebenso sehr durch sein Antlitz als durch seine Worte für sich ein, die Schönheit kam bei ihm dem Ruhme gleich und vor dem Glanze seines Namens verblichen alle andern. Abälard disputirte in den Schulen über damalige Streitfragen und hob in diesen Turnieren der Gelehrten alle seine Gegner aus dem Sattel, und zwar unter den Augen der Volksmenge und der Frauen, welche sich in's Amphitheater drängten und aufmerksam an den Reizen des schönen Kämpfers hingen.

Unter dieser Volksmenge befand sich auch die Nichte des Chorherrn. Dieses Mädchen voll hoher Geistesbildung und glühenden Gefühls horchte mit lebhafter Bewegung. Die Augen auf den Jüngling geheftet, verschlang sie gleichsam seine Worte, folgte seinen Bewegungen, kämpfte an seiner Seite, warf mit ihm die Gegner zu Boden und berauschte sich in seinen Triumphen . . . und ohne es zu wissen sog sie in langen Zügen eine glühende und unvertilgbare Liebe gegen ihn ein. Und dabei glaubte sie nur die Wissenschaft zu lieben; ihr Oheim aber, begierig ihre glücklichen Anlagen auszubilden, rief den Abälard an ihre Seite, um sie von ihm leiten und unterrichten zu lassen. Die glücklichen Liebenden . . . der thörichte Chorherr! . . . . .

Hier begann die Arbeit der Ratte . . .

. . . .

Ich schlug das Blatt um; aber wie war hier alles verändert!

Heloise hatte den Schleier genommen . . . Das ging mir sehr zu Herzen, denn ich liebte sie und theilte ihre Schwärmerei; ich hatte sie mir bereits schön gedacht, aber jetzt erschien sie mir in ihrer Traurigkeit noch viel schöner, unter dem alterthümlichen Schwibbogen des Klosters Argenteuil noch weit jünger und in ihrem Schmerze, dem sie selbst am Fuße des Altars unterlag, unendlich rührender . . . Das Buch erzählte dies alles in gothisch-veraltetem Style; von den mittelalterlichen Seiten wehte mich der Odem verflossener Jahrhunderte an und so vermählte sich mit dem lebhaften Eindrucke reizender Vergangenheit die jugendliche Frische meiner Empfindung.

In ihrer Klosterzelle bemühte sich Heloise die Gluth ihres Herzens mit ihren heiligen Zähren zu löschen; aber die Religion hatte keinen Balsam für die Wunden dieser leidenden Seele, sondern vermehrte nur noch ihre Qual. Traurigkeit, bittre Reue, Gewissensbisse und eine unüberwindliche Liebe nagten am Leben dieser bleichen Klausnerin; ihre Augen netzten sich mit Thränen, sie beweinte den fernen Abälard, die Tage seines Ruhms und ihres Glücks. Wohl nicht ohne Schuld, aber ach wie rührend war dieses Weib! Eine schöne und liebevolle Sünderin, deren Herzeleid jenes ganze Zeitalter mit poetischem Glanz umzaubert.

„Abälard," übersetzte ich gerührt aus einem Briefe, worin Heloise von ihrem Geliebten Kraft erfleht, „Abälard, welche Kämpfe sind zu bestehen, um ein so verlornes Herz wie das meinige auf den rechten Weg zurückzuführen! Wie vielmal muß ich bereuen, um immer wieder rückfällig zu werden; wie vielmal überwinden, um gleich wieder überwunden zu werden; wie vielmal abschwören, um meine Eide in neuer Berauschung wieder zu brechen!

Glückselige Zeiten, süße Erinnerungen, an euch scheitert meine Kraft, an euch zerschellt mein Muth! . . . Wohl vergieße ich mit Entzücken Thränen der Reue, werfe mich vor dem Throne Gottes nieder und die himmlische Gnade will sich herniedersenken in mein Herz . . . aber dann erscheint mir Dein Bildniß, Abälard . . . ich will es verscheuchen und es verfolgt mich; es entreißt mich der Seelenruhe, die eben bei mir einkehren wollte; es stürzt mich wieder in jene Qualen zurück, die ich hasse und doch vergöttere . . . Unüberwindlicher Zauber, ewiges Ringen ohne Sieg! Mag ich auf Gräbern weinen oder in meiner Zelle beten oder durch die Schatten der Nacht wandeln, immer ist Dein Bild da, das Bild, welches allein meinen Augen wohlgefällt und sie in Thränen badet, welches ewige Gewissensbisse in meine Seele schleudert! . . . Wenn heilige Gesänge ertönen oder Weihrauchwolken zum Gewölbe des Tempels emporsteigen, wenn die Orgel durch die heiligen Räume

schallt oder tiefes Schweigen darin herrscht, ist immer wieder Dein Bild vorhanden, welches das Schweigen unterbricht, die festliche Herrlichkeit stört, welches mich ruft und mich aus den heiligen Hallen fortreißt. So bleibt denn Heloise unter den frommen Jungfrauen, die Gott in dieser Ruhestätte aufgenommen hat, allein die Schuldige, von Stürmen umhergeschleudert und in ein Meer glühender irdischer Leidenschaften versunken..."

Nachdem ich lange genug im Zauber dieser schwermüthigen Herzensergießung geschwelgt hatte, wendete ich mich zu Abälard. Und wo fand ich ihn wieder? Ach, das Ungewitter hatte über seinem Haupte getos't; vor kurzem hatte ich ihn noch in so hohem Glanze gesehen, jetzt fand ich ihn von seiner Höhe herabgefallen, in der Verbannung, von einer Zufluchtsstätte zur andern fliehend und sein jammervolles Leben vor der Wuth des Neides und der Verfolgung bergend; die Frommen klagten ihn an, die Mönche gaben ihm Gift, die Kirchenversammlungen verbrannten seine Bücher ... Im höchsten Kummer floh er in eine Einöde.

„In den Tagen des Glücks," so schreibt er selbst, „hatte ich einst eine den Sterblichen unbekannte Wildniß betreten, nur von reißenden Thieren bewohnt, nur von der kreischenden Stimme der Raubvögel durchtönt; dahin flüchtete ich. Aus Schilfrohr baute ich mir ein Bethaus und deckte es mit Stroh; ich

suchte Heloisen zu vergessen und strebte nach dem Frieden in Gott . . ."

In dieser Einöde, welche ich mir beim Lesen von Abälard's Brief lebendig vorstellte, machte ich Halt; ich bewunderte die Seltsamkeit des abenteuerlichen Alterthums, die Leidenschaftlichkeit im Leben dieser beiden Menschen, die poetische Verschmelzung von Liebe und Frömmigkeit, Ruhm und Herzeleid. Und wie es zu geschehen pflegt, wenn das Herz zum Mitgefühl hingerissen und die Phantasie erhitzt ist, ich vergaß die Leiden der beiden Unglücklichen, um mich nur noch ihrer glühenden wechselseitigen Liebe zu erinnern, um die ich sie beneidete.

Abälard betete in seiner öden Freistätte; übrigens vermißte man seine mächtige Stimme und beklagte sein Unglück; das Gerücht seiner plötzlichen Flucht machte die allgemeine Aufmerksamkeit rege. Die eifrigsten seiner Freunde waren ihm endlich auf die Spur gekommen; einige Pilger, frühere Schüler von ihm, gelangten bis zu seinem Asyl; bald fand nun auch die Schaar der Frommen, mit reichen Geschenken beladen, den Weg in die Einsiedelei. Von diesen Gaben hatte Abälard die schöne Abtei Paraclet an derselben Stelle erbaut, wo eben noch sein mit Stroh gedecktes Bethaus gestanden hatte, als ihm die Kunde ward, daß die Mönche von St. Denis sich des Klosters Argenteuil bemächtigt und die Nonnen daraus vertrieben hätten.

Sogleich entäußerte er sich seines Asyls und rief seine theure Heloise dahin.

Die junge Aebtissin kam mit ihren Genossinnen. Schon vorher aber hatte sich Abälard zurückgezogen und sein trauriges Dasein in der Abtei St. Gildas de Ruys (Kirchspiel Vannes) verborgen.

Diese Abtei erhebt sich auf einem Felsen, welchen die Wogen des Meeres unablässig peitschen. Rings umher ist kein Wald und keine Wiese zu sehen, sondern nichts als eine weite Ebene, auf deren kahlem Erdreich nur hier und da Steine umherliegen. Die steilen Küsten mit ihren zerrissenen Felsen bilden gleichsam eine weiße Linie, die allein einige Abwechselung in den düstern Anblick dieser Gegend bringt. Von seiner Zelle aus sieht der Einsiedler diesen langen Klippenstreifen um die Buchten laufen, an den Vorgebirgen wieder herausspringen, die fernen Gestade umgürten und am unermeßlichen Horizonte verschwinden.

Diese entsetzliche Oede war aber für Abälard nicht zu düster, denn in seiner Seele sah es noch viel düstrer aus. Jeder Freudenquell war ihm versiegt, der Weihrauch des Ruhms verweht und selbst Heloisens Bild schien nur noch darin zu leben, um dem bittern Leid und der quälenden Reue Nahrung zu geben. Doch in der düstern Einsamkeit, welche durch kein Geräusch der Welt gestört wurde, kehrte der gefeierte Büßer

unablässig in sich selbst ein und überdachte die Verirrungen seines Lebens; er erwog mit Muße das Schattenbild des Ruhms und die Eitelkeit irdischer Freuden; er ward immer mehr von der Nichtigkeit menschlicher Dinge durchdrungen; wenn er dann mit tiefer Empfindung an Heloisen dachte, deren Unbußfertigkeit sich in ihren glühenden Briefen enthüllte, fand er den frommen Eifer einigermaßen wieder, ein heiliges Entsetzen richtete seinen Muth wieder auf und belebte auf's neue seine erloschnen Kräfte. Und jetzt war es, wo dieser ebenso große als unglückliche Mann die schwere Arbeit unternahm seine Seele zu läutern, die ihn noch an die Erde fesselnden Bande zu brechen, zu den himmlischen Wohnungen aufzustreben und seine Geliebte mit sich emporzureißen. Damals schrieb er jenen berühmten Brief, worin er, endlich siegreich aus dem hartnäckigen Kampfe hervorgegangen, seiner Heloise die hülfreiche Hand reicht, sie zu Anstrengungen ermuthigt, ihre Schritte unterstützt und vor ihren Augen durch den Staub des Grabes das lebendige und troftreiche Licht des Himmels aufgehen läßt.

„Heloise," schreibt er am Schlusse, „ich werde Dich auf Erden nicht wiedersehen; wenn aber der Ewige, in dessen Hand unsre Geschicke ruhen, den Faden dieses unglücklichen Lebens zerschnitten hat, was allem Anscheine nach vor Deinem Ende geschehen wird . . . so bitte ich Dich, an welchem Orte ich auch verscheiden mag, meinen Leichnam aufheben und nach Paraclet

bringen zu lassen, damit wir neben einander ruhen können. So, Heloise, werden wir nach so vielen Widerwärtigkeiten auf immer vereint sein, und zwar ohne Gefahr wie ohne Frevel; denn dann werden Furcht und Hoffnung, Erinnerung und Gewissensbisse wie der auffahrende Staub, wie der in der Luft verdampfende Rauch verschwinden und es wird keine Spur unsrer frühern Verirrungen bleiben. Du selbst, Heloise, wirst in der Betrachtung meines Leichnams Veranlassung finden in Dich selbst einzukehren und zu erkennen, wie thöricht es ist in ungeregelter Leidenschaftlichkeit ein wenig Staub, einen vergänglichen Leib, die schnöde Speise der Würmer dem allmächtigen unwandelbaren Gott vorzuziehen, der allein unser Sehnen erfüllen und uns ewig glückselig machen kann!"

Als ich schon längst aufgehört hatte in dieser Geschichte zu lesen, lebte mein Geist noch immer darin fort. Das Buch auf dem Schoße und die Blicke auf die Landschaft gewendet, welche von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurde, war ich im Kloster Paraclet, wandelte an seinen Mauern hin, sah unter den düstern Bogengängen die traurige Heloise und verehrte mit Abälard, für den ich ganz eingenommen war, seine unglückselige Geliebte. Bald verschmolzen diese Bilder mit den vor meinen Blicken ausgebreiteten Gegenständen, so daß ich mich, ohne meinen alterthümlichen Großvaterstuhl zu

verlassen, in eine Welt voll Glanz und zarter poetischer Empfindungen versetzt fühlte.

Aber außer dem Inhalt des Buchs, dem leuchtenden Abendduft und dem glänzenden Schauspiel der Fernsicht durch mein Dachfensterchen äußerten auch noch andre Dinge ihren Einfluß auf meine Träumerei. Unter dem dumpfen, verworrenen Lärm, wie er in einer Stadt durch die emsige Bewegung auf den Straßen, die Arbeit der Handwerker und das Treiben im Hafen zu entstehen pflegt, schwebten aus der Ferne die Töne einer Drehorgel herüber, die an meinem Ohre sanft erstarben. Durch den Reiz dieser leise anklingenden Melodie wurden alle meine Empfindungen lebhafter, alle Phantasiegebilde deutlicher und der Abend zauberischer; eine ungeahnte Frische durchwehte die ganze Schöpfung, ich schwebte auf den Flügeln der Einbildungskraft durch die azurnen Räume und über tausend Blumen dahin um in ihrem mannigfachen Dufte zu schwelgen.

Unmerklich hatte ich mich von Heloisen entfernt, hatte ihren Schatten unter den alten Buchen und den gothischen Gewölbbogen verlassen; das Schifflein meiner Phantasie war über die Zeiten herabgeschwebt; ich verlor die bläulichen Gipfel der Vergangenheit aus dem Gesicht und näherte mich bekanntern Gestaden, befreundetern Tagen, vertrautern Wesen. Als daher die Töne der Orgel verstummten, kehrte ich vollends in die Wirklichkeit zurück. Das dicke Buch ward mir zu schwer auf

dem Knie; es war mir jetzt gleichgültig geworden; ohne etwas dabei zu denken, trug ich es wieder an seinen Platz . . .

Wie trocken und eintönig ist doch die Zeit unmittelbar nach Gemüthsbewegungen; wie trübselig die Rückkehr aus dem glänzenden Lande der Dichtung an die Gestade der kahlen Wirklichkeit! Der Abend erschien mir nun düster, die Gefangenschaft verhaßt, meine Mußezeit lästig.

Armer Jüngling, der Du Dich abmühst in diesem poetischen Hauch zu empfinden, zu lieben und zu leben und doch so Deiner eignen Anstrengung erliegend zurücksinkst, es erbarmt mich Dein! Viele Täuschungen erwarten Dich; noch oft wird sich Deine Seele wie von einem süßen Rausche gehoben fühlen und sich von der Erde zu lösen streben um sich nach den Wolken emporzuschwingen, aber jedesmal wird eine schwere Kette ihren Aufschwung hemmen, bis sie endlich gebändigt und an's Joch gewöhnt, bis sie endlich gelernt hat sich auf dem ausgetretnen Pfade des Alltagslebens hinzuschleppen.

Zum Glück stand es um mich anders; ich brauchte den Grund und Boden des wirklichen Lebens nicht zu verlassen, sondern fand hier ein Wesen, auf welches mein Herz alle seine Empfindungen bezog und deren Reiz beliebig verlängerte. Aus diesem Wesen machte ich meine Heloise, nicht aber die leidende, sondern die heitre und zärtlich liebende, nicht die schöne Sünderin, sondern die herzensreine Schönheit. Und an sie

richtete ich, als wäre sie zugegen gewesen, die gefühltesten leidenschaftlichsten Anreden.

Ich war verliebt, wie man sieht. Ich war es seit acht Tagen, und seit sechs Tagen hatte ich den Gegenstand meiner Liebe nicht gesehen.

Es ging mir wie es unglücklich Liebenden zu gehen pflegt: die ersten Tage wiegte ich mich in Hoffnungen und dann suchte ich Zerstreuungen, mit denen es aber nicht recht fort wollte, wie man gesehen hat; nachher kam meine Gefangenschaft, und sowie ich dieses müßige Leben zu führen begann, hatte ich meine Liebe auch nicht einen Augenblick vergessen. Noch dazu hatte nun diesen Abend das Lesen der romantischen Geschichte das Feuer meiner Leidenschaft heftig angefacht, die Abälardischen Herzensergüsse gegen meine Heloise genügten mir nicht mehr, meine Phantasie spähte nach verzweifelten Wegen.

Man soll wissen, daß ich nur in das über meinem Zimmer befindliche Gemach zu gelangen brauchte, um meine Heißgeliebte zu sehen! . . . Sie war eben allein . . . Und ich konnte durch mein Fenster über das Dach dahin kommen!

. . . .

Die Versuchung war ganz unwiderstehlich, und zwar um so mehr, da ich seit einem Augenblicke schon draußen auf dem Dache saß. Ich setzte mich nieder um Muth zu fassen und mich mit meinem Vorhaben vertraut zu machen, denn schon

dieser Anfang zur Ausführung des Wagstücks beklemmte mich so arg, daß nicht viel fehlte, ich wäre wieder umgekehrt. Für den Augenblick hatte ich nichts Eiligeres zu thun als mich ganz unsichtbar zu machen, indem ich mich platt auf's Dach hinlegte. . . . Ich hatte nämlich Herrn Ratin unten auf der Straße gesehen!

. . . .

Sowie ich mich von diesem Donnerschlage etwas erholt hatte, wagte ich es den Kopf wieder etwas zu erheben, um über den Vorsprung des Daches wegsehen zu können . . . Nichts mehr von Herrn Ratin zu sehen und zu hören! Offenbar kam er jetzt die Treppe herauf und nach Verlauf einer Minute konnte er mich erwischen wie ich auf Abenteuer auszog! Ach wie regte sich jetzt mein Gewissen, wie fühlte ich mich zerknirscht! Wie leicht wurde mir nun die Reue, wie tief fühlte ich die ganze Größe meines Fehltritts! . . . Doch da sah ich Herrn Ratin wieder zum Vorschein kommen; weg waren die Gewissensbisse, verschwunden die Größe des Fehltritts! Herr Ratin schritt gemächlich auf der Straße hin, sich immer weiter von mir entfernend, und bald verlor ich ihn ganz aus dem Gesichte.

Soviel sah ich klar ein, daß ich nicht auf meinem Platze bleiben konnte, wenn ich nicht von dem Kerkerfenster aus gesehen sein wollte, durch welches ich von meiner Höhe herab mit

Schrecken in's Innere des Gefängnisses hinabschaute. Ich machte mich daher wieder auf den Weg, um den Rest des Tages noch zu benutzen; nach wenig Schritten war ich an dem Fenster, das ich hatte erreichen wollen. Es stand offen . . .

Das Herz klopfte mir gewaltig, denn wenn ich's auch wußte, ich konnte mir doch kaum denken, daß meine Geliebte allein darin wäre. Ich zauderte also noch, da hörte ich plötzlich jemanden sagen:

„Nur hinein! Fürchten Sie nicht, daß man Sie verräth, lieber junger Herr!"

Es war die Stimme des Gefangenen. Gleich beim ersten Worte verlor ich alle Geistesgegenwart und sprang hastig durch das Fenster in's Gemach . . . und sogleich saß ich auf den Schultern einer reich gekleideten Dame, die mit mir zu Boden stürzte.

Was in den ersten Augenblicken nach dem Sturze vorging, kann ich nicht sagen, denn ich war ganz ohne Besinnung. Als ich wieder zu mir selbst kam, war das Erste was mir auffiel, daß die Dame mit dem Gesicht auf dem Fußboden lag und weder schrie noch klagte. Ich kroch ihr näher und stammelte leise und zaghaft: „Madame!" Keine Antwort. „Madame!!! Alles stumm wie zuvor.

Herr Gott, das war eine schöne Geschichte! Eine achtbare Dame getödtet . . . ein Schüler ihr Mörder! Mein Recensent

wird sagen, daß ich absichtlich Schlagscenen herbeiführe, um dem modernen Ungeschmack zu huldigen. Warte nur noch einen Augenblick mit Deinem Urtheil, guter Recensent; die Dame war eine große Marionette; ich befand mich in einer Malerwerkstätte. Nun wirst Du schon anders ausholen müssen, mein wackrer Recensent.

Ich begann damit die Madame aufzuheben, nachdem ich mich freilich erst selbst erhoben hatte. Ein dummes Lächeln umschwebte noch ihr zinnoberrothes Gesicht, obgleich sie sich tüchtig an der Nase beschädigt hatte. Ich besserte ein wenig daran herum, verweilte mich aber nicht lange dabei, denn es war sonst noch weit größerer Schaden geschehen.

Die Dame war nämlich mit der Nase an den Oelkrug gefallen, dieser hatte das Gleichgewicht verloren, war gefallen, hatte im Fall die Pinsel und die Palette heruntergerissen und alles mit Oel überschwemmt. Ich wollte die Sache wieder einigermaßen in Ordnung bringen, sah aber bald, daß noch weit größeres Unheil angerichtet worden war, so daß ich mich nicht länger dabei aufhalten konnte.

Denn der Oelkrug war heftig an den Fuß einer albernen Staffelei gerollt, diese hatte den Taumel bekommen und zuletzt den Entschluß gefaßt sich der Länge lang hinzustrecken, im Fall aber noch dazu auf die Brust eines stattlichen Herrn gezielt, der an einem Nagel hing und unserm Treiben zusah. Der Nagel

war seinem Herrn gefolgt, dieser der Staffelei und alle zusammen hatten sich auf die Lampe gestürzt, welche in Gemeinschaft mit einem umgeworfenen Farbekessel den tief herabgehenden Spiegel zerschmetterte.

Die Verwüstung war grauenhaft, die Ueberschwemmung allgemein und . . . die Dame lächelte immer noch.

. . . .

Bei solchem Unheil, unter so heftigen und unerwarteten Gemüthsaufregungen hatte meine Liebe etwas gelitten. Während ich nun so den Greuel der Verwüstung sehe und über meine Lage nachdenke, will ich meinen Lesern kürzlich mittheilen, wen ich liebte und wie ich verliebt geworden war.

Ueber meinem Zimmer war das eines geschickten Portraitmalers. Dieser besaß das große Talent die Leute zugleich schön zu malen und doch auch zu treffen. O welch ein prächtiges Gewerbe, wenn man es so inne hat! Welch ein wunderbarer Köder, woran sich Karpfen und Kärpfchen, Hechte, Fischottern und sogar Seekälber fangen, woran sie aus freien Stücken beißen und ohne sich über die Angelhaken zu beklagen, ja indem sie dem Fischer noch obendrein danken!

Man denke nur an den zur Knospe gewordenen Keim. Haben wir unser Schäfchen einmal in's Trockne gebracht, so geht man uns vor allen Dingen an, unser interessantes und originelles, kurz unser liebliches Antlitz auf die Leinwand über-

tragen zu lassen, denn diese Ueberraschung sind wir ja der Mutter oder Gattin, dem Onkel oder der Tante schuldig! Haben wir aber von diesen Personen niemanden am Leben, ei nun, so müssen wir die Kunst aufmuntern, einem armen Teufel etwas zu verdienen geben! Ist der arme Teufel zufällig reich, so giebt es schon noch andre Vorwände, wie z. B. eine Wand zu verzieren, ein Gegenstück aufzuhängen . . . Denn was will mit kurzen Worten die angeschwollene Knospe? Sie will daß wir uns auf der Leinwand hübsch, geputzt und frisirt, in feiner Wäsche und Glacéhandschuhen sehen, will besonders daß man uns so sehe und bewundre, daß man in dem Bilde unsre Züge und Reichthümer, unsern Adel und Geist, unser Zartgefühl und Talent, unsre Feinheit und Mildthätigkeit, unsre gewählte Lectüre, unsern gebildetern Geschmack und eine Menge andre ausgezeichnete Dinge erkenne, die aus uns ein bevorzugtes Wesen machen, mit **1001** vortrefflichen Eigenschaft begabt, ohne unsre Fehler zu rechnen, die noch ebenso viele Vorzüge abgeben müssen. Da nun die begehrliche, gefräßige Knospe dies alles will, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn sie uns im Namen unsres Vaters, unsrer Kinder, unsrer Mutter oder Gattin drängt uns malen und wieder malen und nochmals malen zu lassen. Ich würde mich eher wundern, wenn es nicht so wäre.

Die Portraitirkunst hängt also genau mit der Theorie von der Knospe zusammen, daher sind auch viele Maler, welche

diesen Grundsatz mißkannten, im Hospital gestorben. Sie stellten den Hecht nur als Hecht, das Meerschweinchen nur als Meerschweinchen dar! Große Maler sind schlechte Portraitikünstler. Sie haben ihre Kunden eingebüßt und sind Hungers gestorben.

. . . .

Dieser Maler hatte also alle fashionablen Gesichter zu contrefeien, und es verging kein Tag, daß nicht elegante Wagen kamen, die ihre Herrschaften brachten und sie vor dem Hause erwarteten. Mir gewährte es einen köstlichen Zeitvertreib die schönen Pferde zu betrachten, sie die Fliegen abwehren zu sehen, die Kutscher ein Liedchen pfeifen oder mit der Peitsche klatschen zu hören. Uebrigens aber war ich auch sicher die Züge der angekommenen Personen, die ich von meinem Fenster aus nicht im Gesicht sehen konnte, nach Verlauf von 2—3 Tagen mit aller Muße und so lange ich Lust hatte betrachten zu können.

Der Maler pflegte nämlich zwischen den verschiedenen Sitzungen seine Portraits draußen vor dem Fenster in die Sonne zu hängen, zu welchem Behuf er dort ein paar Eisenstangen angebracht hatte. Dies war meine Bildergalerie. Hingen die Gemälde da, so brauchte ich nur die Augen aufzuschlagen und ich befand mich sogleich mitten in der schönsten Gesellschaft der Mylords und Barone, Herzoginnen und Marquisen. Alle diese

Leute hingen am Nagel und sahen einander an, ich sah sie an und wir sahen einander an.

So war ich vergangenen Montag bei dem Gerassel eines Wagens auf meinen Posten geeilt. Es war eine prächtige Kutsche mit vier Pferden und Livréebedienten. Der Wagen hielt und heraus trat ein schwacher Greis, den zwei Lackaien ehrfurchtsvoll unterstützten. Ich merkte mir seinen mit dünnem Silberhaar bedeckten Kopf, um ihn auch wiederzuerkennen, wenn er in die Bildergalerie köme.

Sowie der Greis festen Fuß gefaßt hatte, stieg ein junges Fräulein aus dem Wagen. Die beiden Lackaien traten bei Seite und der Greis stützte sich auf die Arme des Mädchens. Sie schritten bedächtig in's Haus und ein wohlbeleibter Wachtelhund folgte ihnen schäkernd nach.

Bei diesem Anblick fühlte ich mich bewegt, nicht eben durch das wahrhaft Rührende, was darin liegt ein junges schönes Mädchen als Stütze des Greisenalters zu sehen, sondern vielmehr weil ich bei meinen ewig wiederkehrenden zärtlichen Gedanken in dieser lieblichen Nymphe, die mit allem geschmückt war wodurch die Schönheit und Anmuth selbst noch erhöht werden kann, die Sterbliche erblickte, die seit einiger Zeit in meinen verworrenen Träumen lebte und auf die meine unbestimmten Gefühle und meine bisher ziellose Gluth übergingen.

Ein eigenthümlicher Umstand bei dieser jungen Dame hatte

beigetragen die unerwartete Bezauberung meines Herzens zu vollenden: die große Einfachheit ihrer Kleidung. Bei so vielen Anzeichen von Ueberfluß bemerkte ich an ihr nur einen schlichten Strohhut und ein weißes Gewand, und dabei gleichwohl soviel Eleganz und Anmuth, daß es mir vorkam als müßte ich, wenn ich sie allein in einsamen Gegenden und von allen Zeichen der Wohlhabenheit entblößt sähe, an ihrer Haltung, ihrem Gange und ihrem ganzen Wesen sicher ihren Rang, ihren Reichthum und sogar die edle Hingebung erkennen, wodurch sie vermocht wurde sich den Huldigungen der Jünglinge zu entziehen, um die Schritte eines Greises zu unterstützen.

Und dann, muß ich bekennen, war ich durch die Gesellschaft vor meinem Fenster schon verwöhnt; Rang, Reichthum, Anmuth und guter Geschmack in Haltung und Tracht, alles dies hatte für mich einen unwiderstehlichen Reiz bekommen. Durch das Anschauen solcher Personen war bei mir alle Hinneigung zum Gewöhnlichen, zum Gemeinen, zu meinem Stand, zu meines Gleichen gänzlich verschwunden; wenn nun irgend ein junges Mädchen, in welchem Gewand sie mir auch erschienen wäre, mich jedenfalls auf's heftigste erregt hätte, so mußte mich eine solche Erscheinung gänzlich entflammen und mit der höchsten Leidenschaftlichkeit erfüllen.

Dies geschah denn auch in der That, so daß ich plötzlich in Liebe gegen diese junge A n t i g o n e erglühte. Uebrigens

war meine Leidenschaft so ungemein und lauter, daß ich nicht einmal daran dachte mich zu fragen, ob ich nicht etwa eine von jenen Calypsen vor mir hätte, von denen mir Herr Ratin so oft vorgesagt hatte.

Und die welche meinen, eine Schülerliebe könne deshalb, weil sie ohne Ziel und Hoffnung ist, nicht lebhaft und hingebend sein, diese irren sich sehr.

Solche Leute können niemals Schüler gewesen sein, oder waren sie es, so konnten sie nur solche sein, die sich hauptsächlich auf's Exponiren verstanden, die ein bewundernswerthes Gedächtniß, einen ausgebildeten Verstand, ein zahmes Herz, ein geregeltes Urtheil und eine gezügelte Einbildungskraft besaßen und die alle Jahre dreimal mit Prämien geschmückt wurden; es konnten nur musterhafte Schüler sein, Muster nach Herrn Ratin's Geschmack und selbst Ratins in spe.

Jetzt sind sie Minister, Advocaten, Pfefferküchler, Dichter, Lehrer und Tabakshändler; wo sie aber auch sein mögen, am Tabaksfasse oder auf der Kanzel, im Comptoir oder auf dem Parnaß, immer sind sie musterhafte Minister, Pfefferküchler und Dichter, lauter Muster, nichts mehr und nichts weniger als Muster, und das ist doch schon eine hübsche Sache!

Meine Liebe sollte nicht innig und hingebend gewesen sein, weil ich mir davon nichts als ein thörichtes zielloses Entzücken versprechen durfte? Ihr sollte ich nicht alles geopfert haben,

selbst wenn ich nichts von ihr zu erwarten hatte? Ach, wie sehr täuscht man sich hierin! Für einen einzigen Blick dieses Mädchens hätte ich Herrn Ratin hingegeben, für ein Lächeln von ihr die vier Elzevirs des Vaticans in's Feuer geworfen.

. . . .

Sie gingen die Treppe hinauf. Als sie über meine Etage hinauf waren, öffnete ich leise die Thür ein wenig; da sprang der Wachtelhund freudig und mit freundschaftlichem Ungestüm in mein Gemach.

Es war ein herrliches Thier. Abgesehen von seiner Schönheit und der ungemeinen Reinlichkeit seines Seidenhaares hatten alle seine Geberden, sein ganzes Wesen und Benehmen etwas Zierliches und Liebliches; uneingedenk des Unterschieds unsrer Naturen betrachtete ich ihn unwillkührlich mit einigem Neid als einen Hund vornehmen Standes, als einen Hund, der mit zu vornehmen Leuten auf vertrautem Fuße stand, als daß er sich viel um meine Achtungsbezeigungen bekümmern sollte, besonders aber als den Lieblingshund jenes schönen Fräuleins, für welche ich — nichts war. Durch den auf das Halsband eingegrabenen Namen sah ich meine Vermuthung bestätigt, daß sie eine Engländerin sei.

. . . .

Als der Hund fort war, wußte ich nichts Besseres zu thun: als mich damit zu beschäftigen, was über mir vorging. Um

etwas von dem dort stattfindenden Gespräch zu erlauschen, ging ich leise an's Fenster. Der Maler und der Greis plauderten mit einander, aber das junge Fräulein verhielt sich still.

„Sie haben da ein trauriges Gesicht zu malen, mein Herr!" sagte u. a. der Greis; „und da die Copie die Bestimmung hat das Original bald zu überleben, so würde es gern gesehen werden, wenn Sie so wenig als möglich Trauriges hineinlegten, denn es muß mir doch daran liegen meinen Enkeln keine Furcht einzuflößen. „Wohl," fuhr er mit sanftem Lächeln fort, „wohl ist es keine Eitelkeit, daß ich mich in dem Alter und Zustande, worin ich mich befinde, malen lasse; ich bin der Ansicht, viele Ihrer Kunden werden einen bessern Zeitpunkt wählen . . ."

„Nicht immer, mein Herr," erwiderte der Maler; „ein so ehrwürdiges Gesicht wie das Ihrige trifft man vielleicht seltener als die jugendliche Frische."

„Ich nehme dieses Compliment an, mein Herr, da ich nicht viel Zeit mehr habe mir Schmeicheleien sagen zu lassen... Lucy, ich mache Dich traurig; aber, liebes Kind, kannst Du der Zukunft nicht ebenso ruhig entgegensehen wie Dein Vater? Wenn wir uns trennen, ich bitte Dich, wer von uns Beiden wird am meisten zu bedauern haben? Ich fordre diesen Herrn hier zum Schiedsrichter auf . . ."

„Verzeihung, mein Herr; es scheint mir wie dem Fräulein,

eine solche Trennung müsse für Beide so zu fürchten sein, daß es besser wäre den Blick davon abzuwenden."

„Gerade das, mein Herr, nenne ich Schwäche, und davon wollte ich meine Tochter heilen. Wohl entschuldige ich diese Schwäche, wenn es sich um Schläge des Schicksals handelt, welche gerechte Hoffnungen vernichten, die Jugend in ihrer Blüthe treffen und sie in ihren schönsten Jahren von hinnen reißen. Aber wenn der Tod am voraussichtlichen Ziele unsres Lebens zu uns tritt . . . wenn er ist wie der Schlaf, welcher auf die Mühen eines arbeitsvollen Tages folgt . . . wenn ein Vater bis zu seinem letzten Augenblick in der Liebe seiner theuern Tochter glücklich war und weiter nichts begehrt als in ihren Armen zu entschlummern . . . ist das wohl ein so trauriges Bild, daß man die Augen davon abwenden müßte, und ist eine so große Kraft nöthig diesen Anblick zu ertragen? . . . Lucy, warum diese Thränen? Komm, mein Kind, betrachte die Sache aus meinem Gesichtspunkte . . . dann werden unsre Tage friedlich dahinfließen und wir werden uns ihrer bis zum letzten Augenblicke erfreuen . . . und das Unglück, das weit weniger groß erscheint, wenn man ihm in's Angesicht gesehen hat, wird sich nicht durch alles vergrößern was die Einbildung, falsche Schrecknisse und ein vergebliches Widerstreben Unheimliches und Grauenhaftes hinzufügen mögen . . . Verzeihung, mein Herr," fuhr er fort; „nur darüber führe ich mit meiner Lucy Krieg, und

wäre ich nicht durch das Portrait auf diese Gedanken gekommen, so würde ich hier keineswegs die Friedseligkeiten erneuert haben..."

Mit wahrhaftem Entzücken hörte ich diese Worte, die mir so viel Licht gaben und noch dazu das junge Mädchen mit dem Reize der Schwermuth und kindlichen Liebe umgaben. Wie, dachte ich, diese schönen Pferde, diese ehrerbietigen Lakaien, dieser stattliche Wagen, kurz all dieser Luxus, so viele Gegenstände der Lust oder Eitelkeit . . . und die Königin unter all diesen Dingen, die Augen mit Thränen benetzt, grämt sich bei dem Gedanken, daß sie sich ihrem alten Vater nicht für immer weihen kann?

. . . .

Noch an demselben Tage kam das Portrait in die Galerie. Obgleich nur leicht hingeworfen, stellte es doch die schönen Züge des Greises deutlich dar. Er nahm die linke Seite des Gemäldes ein; zur Rechten war ein bedeutender Raum leer gelassen, der nach meiner Einsicht eine sehr schlechte Wirkung machte.

Als jedoch die junge Miß bei der zweiten Sitzung allein erschien und das Gemälde doch aus der Galerie hineingenommen wurde, so befestigte sich der Gedanke in mir, daß der leere Raum für sie bestimmt sei und ich also ihre Züge endlich zu sehen bekommen würde.

„Sie versprachen mir, mein Fräulein," sagte der Maler zu ihr, „mir eine Zeichnung von dem Theil ihres Parks zu=

kommen zu lassen, in welchen sich Ihr Herr Vater versetzt zu sehen wünscht . . ."

„Ich habe es nicht vergessen, mein Herr," fiel sie ein; „die Zeichnung liegt unten im Wagen." Dann trat sie an's Fenster und rief: John, bring me my album, if you please... Aber da sehe ich eben, daß John nicht mehr da ist," unterbrach sie sich lächelnd.

Ihre Leute hatten nämlich einen armen Kerl zu den Pferden gestellt und ergötzten sich in irgend einem benachbarten Kaffeehause... „Ich will sogleich hingehen," sagte der Maler... aber ich war ihm schon zuvorgekommen und stieg eben die Treppe wieder herauf, indem ich meine Lippen auf das Album der jungen Miß drückte. Ich hoffte bis an die Thür der Künstlerwerkstätte zu dringen und dort das schöne Kind von Angesicht zu Angesicht zu sehen; aber unterwegs begegnete mir der Maler und nahm mir mein Kleinod mit den Worten ab: „Ich danke schön; Sie sind wahrhaftig der wackerste junge Mensch den ich kenne..."

. . . .

Ich kehrte ruhiger auf meinen Posten zurück als ich ihn verlassen hatte, aber sicher mit Unrecht, denn es waren mir Worte entgangen, von denen mir jedes unschätzbar sein mußte.

„.....Der artige junge Mensch! Er versteht also Englisch?" — „Sehr gut, er dient mir bei Ihren Landsleuten gewöhnlich als Dolmetscher . . . es ist ein ganz netter Jüngling,

nur schade, daß er kein Künstler werden soll, wozu er so viel Neigung und Talente hat . . ." Hier unterbrach sich der Maler, stand auf und fuhr dann fort: „Ich will Ihnen hier einmal zeigen . . . Sehen Sie da eine Skizze, die er dort am Fenster gemacht hat . . . da ist der See, hier ein Theil des Gefängnisses . . . Der schlechte Hut, welcher dort so niedrig aufgehängt ist daß die Vorübergehenden hinauflangen können, um Almosen hinein zu legen, deutet auf die Anwesenheit eines armen Gefangenen, für welchen diese schöne Natur unsichtbar ist."

„Eine sehr schöne Erfindung!" sagte sie mit Gefühl . . . aber warum widersetzt man sich einer Neigung, welche sich so entschieden äußert?"

„Seine Vormünder wollen, daß er die juristische Laufbahn wählt."

„Seine Vormünder! . . . Er hat also keine Eltern mehr?"

„Diese sind längst dahin. Er hat nur noch einen alten Oheim, der sich seiner Erziehung annimmt."

Der arme junge Mensch!" sagte die Engländerin im Tone des innigsten Mitleidens.

. . . .

Nach diesen Worten fühlte ich mich wie berauscht. Sie hatte mich bedauert, Grund genug daß ich mich stolz fühlte verwais't zu sein, daß sich mein größtes Mißgeschick in Glückseligkeit verwandelte.

O wie gern hätte ich's gesehen, wenn sie mit ihren Gedanken bei mir verweilt wäre! Aber statt daß mir dieses höchste Glück zu Theil werden sollte, nahm ihr Gespräch eine andre Wendung und ich erfuhr aus einigen Worten, daß sie in acht Tagen nach England zurückkehren werde. Was sollte dann aus mir werden, Herrn Ratin gegenüber! Ich versank in tiefe Traurigkeit.

„England, du reizendes Land, wohin die Schiffe ziehen; ihr frischen Gestade und schattigen Haine, wo die jungen Miß in ihrer Schwermuth wandeln! . . . Hier ist alles reizlos; hier herscht keine Lieblichkeit . . ." Und ich fand keine Freude daran den See zu betrachten.

Wenn sie sich nun entfernt, wenn andre Gegenden sie auf ihrer Reise schauen . . . wenn sie zur Mittagszeit auf staubigen Straßen dahinzieht, ihre Blicke auf das Grün der Bäume und Wiesen fallen läßt . . . ach, warum kann ich nicht auf diesen Wiesen und unter diesen Bäume sein! . . . Junge Miß, Du fliehst? . . . Warum kann ich nicht vor ihren Pferden sein, auch wenn ich Gefahr liefe unter ihren Hufen zermalmt zu werden! Ich würde ihre Besorgniß sehen, ihr Mitleiden würde mir zu Theil werden! Und ich bildete mir ein, ohne ihr Mitleid verlohne es sich der Mühe nicht zu leben.

. . . .

Die Sitzung war vorbei. Ganz in meine Träumereien

vertieft, lauerte ich mit ungeduldiger Begierde auf das Erscheinen des Portraits in der Galerie; aber es wurde Abend und das Bild kam nicht; auch die folgenden Tage vergingen in derselben qualvollen Erwartung. Nun eben geschah es, daß mich die Ereignisse bis an ihr Dachfenster führten und ich der Versuchung nicht widerstehen konnte bis in die Malerwerkstätte selbst vorzudringen, um die Züge der Beherrscherin meines Herzens zu betrachten. Man hat gesehen welche Katastrophe nun folgte und wie ich sinnend im Gemach stehen geblieben war, wo ich die greuelhafteste Unodnung angerichtet hatte. Ich nehme meine Erzählung wieder auf.

Ich hatte das deutliche Gefühl, daß es um mich geschehen sei. Schon war ich der Lüge und des Elzevir = Verbrechens schuldig und hierauf hatte ich noch eine Thür eingerannt und verbotene Bücher gelesen, war dann aus meiner Gefangenschaft entschlüpft und über die Dächer geschlichen um eine Künstlerwerkstatt zu verwüsten, eine Marionette niederzuwerfen und ein Gemälde zu durchlöchern! . . . Welch eine entsetzliche Kette von Verbrechen, deren erstes Glied von Herrn Ratin ausging, welcher mich über dem verwünschten Lachen ertappt hatte.

Was war jetzt zu thun? Sollte ich wieder aufräumen, ausbessern und in Ordnung stellen? Unmöglich! Das Unheil war zu groß. Sollte ich eine Geschichte ersinnen? Aber eben noch bei der Maikäferangelegenheit hatte ich gesehen, daß dies

keine so leichte Sache sei. Wenn ich nun bekannte? Um alles in der Welt nicht; denn dann hätte ich eingestehen müssen, daß ich verliebt war, und schon bei dem bloßen Verdacht einer solchen Unsittlichkeit wäre dem Herrn Ratin die Schamröthe in's Gesicht gestiegen und ein einziger seiner Blicke hätte mich vernichtet!

Ich beschloß wieder in mein Gemach zurückzukehren, die Thüre hinter mir zuzumachen und mich eifriger als je der Arbeit zu widmen, theils um mich von der peinigenden Furcht zu befreien, theils um Herrn Ratin für mich zu gewinnen, der voraussichtlich mit meiner Moralität sehr zufrieden war, wenn ich ihm einen tüchtigen Vorrath schön geschriebener, sorgfältig durchdachter und von einem großen Fleiße zeugender Arbeiten vorlegte. Da jedoch der Tag rasch zu Ende ging, glaubte ich meine Rückkehr noch einige Minuten aufschieben zu dürfen, damit ich in der Dunkelheit nicht von dem Gefangenen drüben auf dem Dache bemerkt werden könnte.

. . . .

Ich wendete diese wenigen Minuten zur Befriedigung meiner Neugier an. Nach einigem Suchen sah ich das Portrait an der Wand lehnen und nahm es mit an's Fenster.

Es war beinahe vollendet. Die junge Miß saß in anmuthiger Haltung neben ihrem Vater und hatte ihre zarte Hand nachlässig auf den Hals des schönen Wachtelhundes gelegt. Uralte Buchen umschatteten die Gruppe und durch eine Lichtung

sah man auf einem Rasenplatze ein schönes Schloß mit der Aussicht auf das Meer.

Beim Anblick dieser höchst annuthigen und von einem rührenden Ausdruck der Milde und Schwermuth belebten Züge fühlte ich mich von den zärtlichsten Gefühlen beseelt, nur aber um bald den bittern Schmerz zu empfinden, daß ich nichts war und sie bald scheiden sehen mußte. Indem ich mich am Zauber ihres Blickes weidete, rief ich bewegt aus: „Warum, o warum bist Du nicht meine Schwester! Was für einen liebevollen und gefälligen Bruder solltest Du an mir haben! Wie glücklich würde ich mit Dir diesen Greis machen! Wie herrlich leuchtet das Grün um Euch her! ... Wie lieb aber sollte mir mit Dir auch die Einöde sein! ... Lucy, meine Lucy, Geliebte meines Herzens!"

Die Nacht war hereingebrochen. Mit traurigem Herzen schied ich von dem Bilde und befand mich bald wieder in meinem Gemach. Es war aber auch Zeit, denn eben brachte man mir Licht und Abendessen.

. . . .

Bei dem Zustande von Aufregung, worin ich mich befand, fühlte ich weder Hunger noch Müdigkeit; ich dachte nur darauf mich schnell über die Arbeit herzuwerfen, um Herrn Ratin, sobald er mich etwa überfiele, sichtbare Beweise meines Fleißes und meiner gänzlichen Umwandlung vorlegen zu können.

Nach dem Cäsar kam Virgil, nach diesem Bourdon, nach diesem drei Seiten Ausarbeitung und nach diesen . . . schlief ich ein.

. . . .

Als kaum der Tag graute, weckte mich zu meinem Erstaunen eine Stimme, die ganz laut fromme Psalmen sang. Ich horchte . . . es war der Gefangene. Nach und nach wurde die Stimme schwächer und hörte endlich ganz auf. Diese fromme Uebung erweckte mir von dem Menschen fast eine günstige Meinung. Nach kurzem Schweigen wendete er sich mit den Worten an mich:

„Sie haben diese Nacht gehörig gearbeitet . . .“

„Singen Sie alle Morgen so?“ unterbrach ich ihn.

„Seit meiner Kindheit . . . Meinen Sie, ich könnte mein Mißgeschick ohne die Tröstungen der Religion ertragen?“

„Nein; aber ich wundre mich, daß die Religion Sie nicht von dem Verbrechen abgehalten hat, wegen dessen Sie in's Gefängniß gekommen sind.“

„Dieses Verbrechen . . . ich bin unschuldig daran. Gott hat zugelassen, daß sich meine Richter irrten; des Herrn Wille geschehe! Ich würde mich darein ergeben,“ fügte er hinzu, „wenn mir nicht neben der leiblichen Nahrung die Seelenspeise mangelte . . . aber ich habe keine Bibel!“

„Wie!“ unterbrach ich ihn auf's neue, „man versagt Ihnen eine Bibel?“

„Wen man für verachtenswerth hält, dem versagt man alles.“

„Eine Bibel müssen Sie haben! Ich will daß Sie eine haben! Und sollt' ich Ihnen die meinige hinüberbringen!!“

„Guter junger Herr,“ sagte er in dankbar gerührtem Tone, „bis zu mir vorzudringen, das wird Ihnen unmöglich sein. Übrigens könnte ich's auch nicht einmal zugeben. Der Anblick dieses entsetzlichen Aufenthaltes darf Ihre Blicke nicht umdüstern. . . . Wollen Sie aber wissen, warum ich mich an Sie gewendet habe? Als ich Sie gestern die Pastetchen zu sich hinaufziehen sah, da sagte ich mit der Empfindung des Neides bei mir selbst: Warum erbarmt sich denn nicht eine gefühlvolle Seele, welche dem armen Gefangenen auf ähnliche Art das Brod des Lebens zukommen ließe!“

Jetzt fiel ein Lichtstrahl in meine Seele.

„Haben Sie eine Schnur?“ rief ich ihm zu, und er versetzte sogleich:

„Die Vorsehung hat gestattet, daß ich eine behalten konnte, die ich einzig und allein für diesen Zweck aufbewahrte . . .“

„Sie sollen eine Bibel haben!“ unterbrach ich ihn, „Sie sollen sie haben!!“

Und höchst erfreut, daß ich diesem Unglücklichen einen so

wesentlichen Dienst leisten konnte, suchte ich eilig meine Bibel unter den Büchern, die ich am vorigen Tage in den Schrank geworfen hatte.

. . . .

Während ich so suchte, glaubte ich vom Gefängniß her ein ersticktes Gestöhn zu vernehmen. Ich horchte und fragte den Gefangenen:

„Sind Sie es?"

Er antwortete nicht, aber das Aechzen dauerte fort, ja es wurde noch vernehmlicher und kläglicher.

„Was giebt's denn? Was fehlt Ihnen?" rief ich ihm jetzt ängstlich und beklommen zu.

„Ach, ich leide gräßliche Schmerzen," antwortete er endlich, „und sehe kein Mittrl dagegen. Eine von meinen Fußschellen war zu eng für mein Bein, und der Druck des Eisens hat mir nun eine Geschwulst verursacht . . . Au, au!" unterbrach er sich.

„Weiter, weiter, Sie armer Mann!"

„. . . O ich leide die gräßlichsten Qualen! Ich kann davor kein Auge zuthun, und so kam es auch, daß ich Sie diese Nacht arbeiten sah . . ."

„Armer, armer Mann! Und Sie verlangen nicht daß man Ihnen Erleichterung verschafft?"

„Sie kommen nur alle fünf Tage einmal zu mir . . .

Au, au! . . . Nun sind es noch drei Tage bis dahin . . . dann will ich's sagen . . ."

„O wie dauern Sie mich! Könnte ich denn nicht . . ."

„Es geht nicht, mein armer junger Herr . . . Ich müßte . . . Doch ich fühle schon, wie sehr Ihr Mitleid meine Qualen lindert . . . Ich müßte etwas vom . . . Au, au! . . ."

„Etwas vom . . ."

„Erbarmen, Erbarmen! . . . Das Blut rinnt . . . etwas vom Eisen abfeilen können . . ."

„Eine Feile!" rief ich, „eine Feile! Warten Sie einen Augenblick . . . die kommt in meine Bibel . . ."

. . . .

Ich hatte eine Feile (denn neben meinem Latein war ich wie Emil auch ein wenig Tischler mit); ich steckte sie schnell in das Buch. Aber nachdem ich alles mit Bindfaden zusammengeschnürt hatte, dachte ich mit Schrecken daran, daß ich eingesperrt war. Der Gefangene jammerte indessen immer fort und jeder seiner Klagetöne zerriß mir das Herz. Ich dachte daher schon daran meine Thür aufzusprengen, als ich zu meiner größten Freude einen Lumpensammler auf der Straße daherkommen sah.

„Heda!" rief ich ihm zu, „bindet einmal das an die Schnur, die Ihr dort drüben an der Wand herunter hängen seht! Aber rasch, rasch! Es gilt den Trost eines armen Unglücklichen."

Der Lumpensammler knüpfte das Packetchen an, welches schnell in die Höhe stieg. In demselben Augenblicke öffnete sich meine Thür.

Es war Herr Ratin! Er fand mich über der Arbeit.

„Gestern, mein Bester," sagte er zu mir, „habe ich in der Entrüstung über Dein Benehmen ganz vergessen Dir Arbeiten für die beiden Tage aufzugeben . . ."

„Ich habe etwas gearbeitet," antwortete ich bebend.

Herr Ratin musterte die Arbeiten mit einigem Mißtrauen, so außergewöhnlich kam ihm die Sache vor. Dann überzeugte er sich jedoch, daß ich die Arbeiten während meiner Gefangenschaft gemacht hatte, und sagte zu mir:

„Ich lobe Dich, daß Du aus eignem Antriebe die Gefahren des Müßigganges geflohen hast. Ein müßiger Jüngling nimmt nichts als abscheuliche Dinge vor, denn er ist allen schlechten Gedanken preisgegeben, welche in einem Alter wie das Deinige ist seinen unthätigen Geist bestürmen. Denke an die Gracchen, welche ihrer Mutter nur darum so viele Freude machten, weil sie frühzeitig gesetzt und lernbegierig waren."

„Ja, mein Herr," sagte ich.

„Du hast Dir nicht einmal Zeit genommen zu essen?" hub er wieder an, als er mein Essen vom gestrigen Abend noch unberührt stehen sah.

„Nein, Herr Ratin."

„Ich will darin eine Wirkung des herzlichen Kummers erkennen, den Du wegen Deiner gestrigen Aufführung hast empfinden müssen."

„Ja, mein Herr."

„Hast Du ernsthaft darüber nachgedacht?"

„Ja, Herr Ratin."

„Hast Du eingesehen, wie sehr Du durch Dein thörichtes Lachen gegen die Ehrerbietnng verstießest?"

„Ja, mein Herr." (In diesem Augenblicke hörte ich jemanden die Treppe heraufkommen!)

„Wie aus der Unehrerbietigkeit die Lüge folgte?"

„Ja, Herr Ratin." (Ich hörte die Thüre der Malerwerkstatt aufgehen!!)

„Und wie aus der Lüge . . . ?"

„Ja, mein Herr." (Ich hörte eben einen Schrei des Entsetzens!!!)

„Was giebt's da für einen Lärm?"

„Ja, mein Herr." (Ich hörte nichts als Geschrei, heftige Reden und Interjectionen; ich war einer Ohnmacht nahe!!!!).

. . . .

Ich nahm gleichwohl alle Kräfte zusammen, um Herrn Ratin's Aufmerksamkeit von den Interjectionen der Oberstube abzulenken, und sagte zu ihm:

„Als Sie mich gestern verließen . . ."

„Warte einmal . . .“ unterbrach er mich und horchte immer aufmerksamer auf das was in der Künstlerwerkstatt vorging.

Dort war freilich ein Heidenspectakel. Der Maler schrie in voller Verzweiflung: „Verloren! alles verloren! Man muß durch's Fenster hereingekommen sein!“ Er näherte sich demselben und rief heraus: „Julius, sind Sie seit gestern Abend zu Hause gewesen?“

„Ja, mein Herr,“ sagte Herr Ratin vortretend, „und zwar auf meinen Befehl.“

„Ei nun, mein Herr, mein Arbeitszimmer ist in der scheußlichsten Unordnung, meine Gemälde sind vernichtet, die Staffelei liegt am Boden . . . und Ihr Zögling muß das alles gehört haben . . .“

. . . .

„Wollen Sie einem armen Gefangenen das Wort erlauben?“ hörte man jetzt eine Stimme aus dem bischöflichen Gefängniß erschallen; „ich habe alles mit angesehen und kann Ihnen alles sagen.“

„Redet, sprecht! . . .“

„Sie werden also erfahren, mein Herr, daß es gestern Abend auf diesem Dache und gerade vor Ihrem Fenster große Gesellschaft gab. Es waren fünf Katzen. Nun wissen Sie

doch, wenn die Herren Kater mit ihren Geliebten schön thun . . ."

„Machen Sie es kurz!" sagte Herr Ratin.

„. . . Ich will nur sagen, daß sie dabei etwas laut wurden. Die Kieze war spröde . . ."

„Machen Sie es kurz, sage ich Ihnen!" wiederholte Herr Ratin; „das gehört nicht zur Sache . . ."

„Doch, mein Herr; denn ohne die Sprödigkeit dieser Dame und die Eifersucht ihrer vier Liebhaber . . ."

„Julius!" sagte Herr Ratin zu mir, „gehe einen Augenblick an die Treppe hinaus."

Ich ließ mich nicht zweimal bitten. Der Gefangene fuhr indessen fort (was ich noch recht gut hören konnte):

„Alles wäre nun auch gut abgelaufen . . . sie miauten auf's zärtlichste; aber Madame erhörte keinen ihrer Liebhaber, sondern wusch sich das Gesicht ganz ruhig mit ihrem Pfötchen; es war als sähe man Penelope unter ihren Freiern . . ."

„Und dann?" sagte der Maler; „etwas schneller wo möglich . . ."

„Und dann erlaubte sich plötzlich einer von den Katern einem der Mitbewerber die Schnauze blutig zu kratzen. Dieser nimmt die Sache krumm, die andern mischen sich hinein, es geht auf einmal riz, raz! und es entsteht ein Krieg auf Leben und Tod! . . . Das Ganze ist bald nur ein Knäuel von Pelz,

aus welchem Krallen und Zähne hervorragen; es entsteht ein wahres Höllenconcert. Während sie sich balgen, springt Penelope in die Werkstätte und der ganze Knäuel wälzt sich hinterher . . . Weiter konnte ich nichts sehen. Aber aus dem jetzt entstehenden Hexengepolter konnte ich schließen, daß sie wohl etwas umgeworfen haben könnten, was sich wieder auf etwas Andres gestürzt haben mag. Das war gegen 8 Uhr."

. . . .

Durch den Dienst, welchen mir der Gefangene in diesem Augenblicke leistete, fühlte ich mich sehr gedemüthigt, und zwar um so mehr, da die dreiste Lüge nach so großer Frömmigkeit und der scherzhafte Ton nach so heftigen Leiden plötzlich meine ganze Theilnahme für diesen Mann verscheuchten. Ja ich bin überzeugt, daß ich ohne die Anwesenheit des Herrn Ratin stark genug gewesen wäre ihn auf der Stelle Lügen zu strafen und dem Maler alles zu bekennen; aber bei meinem Vergehen kam die Liebe mit in's Spiel, und Herrn Ratin's gewaltige Schamhaftigkeit kam mir wie eine unselige Klippe vor, woran ich, wenn er nur den geringsten Argwohn schöpfte, unrettbar zerschellen mußte.

Während dies vorging, war der elegante Wagen wieder am Hause vorgefahren; die junge Miß ging mit ihrem Vater schon die Treppe hinauf. — „O, jetzt sollte Sitzung sein!" rief der Maler verzweiflungsvoll. „Gefangener da drüben, Ihr

habt uns ein albernes Mährchen erzählt! Das Portrait hier hatte ich mit dem Gesicht an die Wand gelehnt und jetzt steht es umgekehrt! . . . Sind es wohl Katzen, die meine Portraits umwenden? . . . Hier herein, durch das Fenster hier ist man gekommen . . . Julius, was haben Sie gesehen?"

„Julius," rief mir in demselben Augenblicke Herr Ratin zu, „jage einmal den Hund hinaus!"

Eben beroch nämlich der schöne Wachtelhund neugierig Herrn Ratin's neuen Regenschirm. Es war mir ganz recht den Hund auf den Vorsaal und noch ein Stück weiter zu jagen; der Maler vergaß unterdessen vielleicht seine fatale Frage.

. . . .

Als ich zurückkam, war er auch wirklich damit beschäftigt seine Gäste zu begrüßen und sie um Entschuldigung zu bitten, daß er sie in einer so entsetzlichen Unordnung empfangen müßte. „Wenn Sie nicht morgen abreisen wollten," sagte er dann zu ihnen, „so würde ich Sie bitten diese letzte Sitzung auf einen andern Tag zu verlegen." — „Es ist leider unmöglich unsre Abreise zu verschieben," erwiederte der Greis; „aber lassen Sie sich durch unsre Gegegenwart nicht abhalten, ich bitte, die ersten unumgänglich nothwendigen Nachforschungen zur Entdeckung des Schuldigen anzustellen." Und nun stieg der Maler selbst auf das Dach hinaus, um die Zugänge nach dem Fenster zu untersuchen.

Zu meinem größten Glück war Herr Ratin himmelweit davon entfernt mir den geringsten Antheil an diesen Ereignissen beizumessen; nachdem er daher seinen Regenschirm sorgfältig in's Futteral gesteckt hatte, trat er wieder an den Tisch zurück, blätterte in meinen Büchern und bezeichnete die Stellen, welche demnächst meine Arbeit ausmachen sollten. „Wegen der Arbeit, die Du mir vorgelegt hast," hub er an, „und wegen der Sinnesänderung, welche wie ich sehe mit Dir vorgegangen ist . . ." Hier trat der Maler ein und rief ganz mit seiner Angelegenheit beschäftigt:

„Haben Sie nicht ein Nebengemach, mein Herr? . . . ach ja, da ist es! . . . Hätten Sie wohl die Güte es mir zu öffnen? Nur von dort hat man auf das Dach kommen können. . . . Wir werden bald sehen, von wo aus man in mein Arbeitszimmer eingedrungen ist." — „Recht gern, mein Herr," sagte Herr Ratin. Und er nahm den Schlüssel aus einem seiner Schubkästen und steckte ihn in's Schloß, das ich so gut als möglich wieder in Ordnung gebracht hatte, während ich bleich vor Schrecken mit dem größten Eifer zu arbeiten schien.

Kaum hatten sich diese Herren an die Besichtigung der Localität gemacht, als ich einen großen Lärm im Gefängniß vernahm. Heftige Männerstimmen ertönten und es drangen selbst einige unheimliche Worte zu meinen Ohren, die Schildwache

stand auf der Lauer und ein paar Vorübergehende waren stehen geblieben, um den Ausgang der Geschichte mit anzusehen.

„Hier ist die Schnur!" rief eine Stimme.

„Die Feile, die Feile!" schrie eine andre Stimme; „seht, da unter diesem Steine!"

„Das ist wirklich sein Taschentuch!" sagte in demselben Augenblicke Herr Ratin; „wäre es möglich! ... Julius! ..."

. . . .

Meine Thür stand offen. Wankend vor Schrecken floh ich hinaus, ohne eine andre Absicht als mich für den Augenblick den schrecklichen Qualen der Furcht und Scham zu entziehen. Als ich aber etwa hundert Schritte auf der Straße hingelaufen war, sah ich mich einmal um und bemerkte den ehrlichen Lumpensammler, wie er in unser Haus ging und einem Beamten den Weg nach meiner Wohnung zeigte. Ich verdoppelte die Schritte, und sobald ich um die nächste Straßenecke herumgekommen war, lief ich aus Leibeskräften nach dem Stadtthore und eilte hinaus, nicht ohne den größten Schrecken beim Anblick der friedlichen Gendarmen zu empfinden, welche hier postirt waren.

Während ich mich so entfernte, hatte ich hinlängliche Muße über meine höchst verzweifelte Lage nachzudenken. Wollte ich wieder umkehren, so fiel ich nicht etwa bloß in Herrn Ratin's Hände, sondern ward ohne Zweifel den Gendarmen überant-

wortet, und bei diesem Gedanken standen mir die Haare zu Berge. Also von solchen Betrachtungen gespornt und durch den Schrecken getrieben, rannte ich eines Laufs bis auf eine Wiese bei Coppet, wo ich mich endlich auf fremdem Gebiet niederließ.

Aber auch an diesem entlegenen Orte hielt ich mich noch keineswegs vor den Nachstellungen der Gerechtigkeit gesichert. Meine Blicke waren unabläßig nach der Landstraße gerichtet, und so oft eine Schafheerde, ein Esel oder ein Wagen den Staub dort ein wenig aufwirbelte, glaubte ich die ganze Gendarmerie zu meiner Verfolgung nach allen Richtungen geschleudert zu sehen. Diese Beklemmung stieg endlich auf einen so hohen Grad, daß ich einen entscheidenden Entschluß faßte, nämlich meinen Weg bis nach Lausanne fortzusetzen, wo sich mein Oheim aufhielt. Die Reise ging also wieder fort.

. . . .

Die Verbannung ist für jedes Alter eine traurige Sache, wie schmerzlich aber für ein Kind, das noch niemals die Schwelle des Vaterhauses verlassen hatte! Kaum drei Stunden trennten mich von meinem Geburtsorte, und schon kam ich mir wie verlassen vor in der weiten Welt, wie jeder Stütze und Freistätte beraubt. So ging ich mit schwerem Herzen am Ufer des Sees hin, der mir früher von meinem Fenster aus so lachend erschienen war. Je weiter ich mich von der Heimath entfernte und je

mehr mich die Furcht verließ, desto gewaltiger bemächtigten sich meiner diese Gefühle, und während ich mich ein paarmal am Rande der Straße niedersetzte, stieg meine Traurigkeit bis zu einem so hohen Grade, daß ich mich versucht fühlte wieder umzukehren und meinen Hofmeister um Verzeihung anzuflehen.

Es war zu spät. Uebrigens war ich so wacker zugeschritten, daß ich mich bald ebenso nahe bei Lausanne als bei Genf, ebenso nahe bei meinem Oheim als bei Herrn Ratin befand. Dieser Umstand erhöhte meinen Muth gewaltig; ich ward wieder ruhiger; schon begann ich auf's neue an die junge Miß zu denken und mich abermals den zärtlichen Träumereien hinzugeben, die mich am vorigen Abend um dieselbe Stunde bezaubert hatten. In dieser reizenden Gegend erschien ihr Bild meinem Herzen noch süßer; es verflocht sich mit der Klarheit des Himmels, mit den duftigen Farbentönen der Berge, mit der Frische der schönen Gestade . . . Und die Verbannung kam mir nicht mehr so traurig vor.

Welch eine Kraft belebt doch die Jugend! Bin ich es denn wohl noch, den ich so eben geschildert habe, ich, der Jüngling, welcher leichten Fußes am Ufer hineilt, liebedurchglüht die azurnen Wogen, die grünen Gebirge Savoyens, den alten Edelsitz Hermance betrachtet und die Räume der Luft mit dem innigen Gefühl beseelt, das ihn beherrscht?

. . . .

Zur Zeit der Abenddämmerung ging ich von der Straße ab, um bei Bauern ein Obdach zu suchen, welche dafür das einzige Geldstück annahmen, das ich besaß. Ich theilte ihre Suppe und ihr ländliches Lager, und am andern Morgen bei Tagesanbruch verließ ich sie, um meine Reise fortzusetzen.

Ich war ohne Kopfbedeckung fortgelaufen; die Strahlen der Morgensonne verbrannten mir das Gesicht; darum machte ich unter den Thorwegen der Bauergüter Halt, um mich einigermaßen abzukühlen, bis mich die Blicke der Eigenthümer oder der Vorübergehenden aus diesen Zufluchtsstätten verscheuchten. Ich konnte mich nämlich nicht von der Besorgniß losmachen, daß man mich wegen meiner Verbrechen so neugierig betrachte, da dies doch jedenfalls bloß wegen meiner Jugend und meines wunderlichen Aufzuges geschah.

Hinter dem stillen Dorfe Allaman sieht man links von der Straße prachtvolle Eichen am Saume eines großen Gehölzes. Unter ihrem Schatten hervor schweift das Auge über die ganze Fläche des Sees und ruht zuletzt auf den majestätischen Alpengipfeln von Wallis, oder es richtet sich nach Genf zu sanft über eine Kette von minder steilen sich fern hinziehenden Bergen, deren letzte sich in den Räumen des Himmels verlieren. Ich konnte den Reizen dieser schattigen Stelle nicht widerstehen, begab mich dahin und ließ mich dort nieder, um das Stück

Schwarzbrod zu verzehren, welches mir die Bauern mit auf den Weg gegeben hatten.

Ich dachte an die Freude meinem Oheim bald um den Hals fallen zu können. Mein Sehnen war so mächtig, so ungestüm, daß mich schon bei dem Gedanken, es könne getäuscht werden, eine tiefe Niedergeschlagenheit überfiel. „Mein Oheim, mein guter Oheim!" sagte ich tief ergriffen bei mir selbst, „wenn ich Dich nur einmal sehe, nur einmal mit Dir spreche . . . nur einmal mit Dir zusammen bin!"

. . . .

Eben fuhr jetzt ein Reisewagen auf der Landstraße hin, der von sechs Postpferden gezogen wurde und durch seinen raschen Lauf eine lange Staubwolke emporwirbelte. Der Postillon knallte mit der Peitsche, während die Lakaien nachlässig auf ihren Sitzen schliefen. Dieser Wagen war bereits gegen 200 Schritt über mein Asyl hinaus gerollt, als er anhielt, einer von den Lakaien abstieg und auf mich zulief.

Ich wollte entfliehen, als ich John, den Bedienten der jungen Miß zu erkennen glaubte. „Sind Sie der junge Mann," rief er mir zu, „welcher gestern aus dem Hause an der Peterskirche verschwunden ist?"

„Ja," sagte ich.

„Dann folgen Sie mir!"

„Wohin?"

„Zum Wagen. Ihr Hofmeister ist in schöner Angst, ei, ei!"

„Wo ist denn mein Lehrer?"

„Er sucht Sie nach allen Weltgegenden hin, Sie Tausendsasa!

Aus diesen Worten schöpfte ich einigen Verdacht, daß sich Herr Ratin bei den Reisenden befinden könne; ich weigerte mich daher John zu folgen, als ich von weitem jemanden in einem weißen Kleide aus dem Wagen steigen sah. Sogleich stand ich auf und lief der jungen Miß entgegen, um sie nicht auf der staubigen Straße gehen zu lassen; doch als ich näher kam, fühlte ich mich so aufgeregt und beschämt, daß ich immer langsamer ging und endlich in einiger Entfernung von ihr ganz stehen blieb.

„Sie sind Herr Julius, nicht wahr?" redete sie mich freudig an.

„Ja, mein Fräulein."

„O, wie die Sonne Sie verbrannt hat! Steigen Sie mit in den Wagen, ich bitte Sie . . . Ihr Hofmeister ist in großer Angst, und ich bin sehr erfreut daß wir Ihnen begegnet sind . . ."

„Steigen Sie ein, junger Freund," sagte der Greis, welcher den Kopf über den Schlag herausstreckte, „kommen Sie

herein, wir wollen ein wenig von Ihrer Geschichte sprechen ... Sie müssen ja doch müde sein."

Ich stieg ein und der Wagen setzte sich sogleich wieder in Bewegung.

. . . .

Ich befand mich in einer Art von Berauschung, welche mir die Sprache raubte. Innere Glückseligkeit, Verwirrung und Scham machten daß mein Herz heftig pochte und eine hohe Röthe mein gebräuntes Gesicht überzog. Ich hielt noch den Rest von meinem Stück Schwarzbrod in der Hand.

„Sie haben keine allzuherrliche Mahlzeit gehalten, wie es mir vorkommt," bemerkte der Greis; „sagen Sie doch aus welchem Gasthofe Sie kommen?"

„Ich komme von Bauern, mein Herr, welche mich die Nacht über behalten haben."

„Und wohin gedachten Sie diesen Abend zu gehen?"

„Nach Lausanne, mein Herr."

„So weit?" fiel die junge Miß ein, „und im bloßen Kopfe, wie Sie sind?"

„Noch weiter, überallhin, mein Fräulein, bis ich meinen Onkel antreffe!" und die Thränen traten mir in die Augen.

„Er hat außer ihm niemanden mehr!" sagte sie zu ihrem Vater. Und dabei heftete sie einen Blick des Mitleids auf mich,

durch dessen Zauber meine kühnsten Träume am Fenster verwirklicht wurden.

„Mein Sohn," nahm der gute Greis wieder das Wort, „Sie bleiben bei uns bis Lausanne, wo wir Sie den Armen Ihres Oheims übergeben werden. Sie haben da einen Geniestreich gemacht; wovor hatten Sie denn solche Furcht?"

„Ach, mein Herr, ich habe ja dem Gefangenen die Feile gegeben! Er litt so schrecklich, das kann ich Ihnen versichern! Ich that es ja nur, damit er eine drückende Beinschelle etwas ausfeilen könnte . . ."

„Nun, mein junger Freund, darin erblicke ich nichts als die Regung eines guten Herzens. In Ihrem Alter ist man nicht zu verdenken, wenn man nicht weiß, daß ein Gefangener, wenn er sich eine Feile reichen läßt, dies nur immer zu einem gewissen Zwecke thut. Aber Sie sagen uns nichts von der Künstlerwerkstatt. Sie waren es doch, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr. Ich hätte es dem Maler, meinem Oheim und Ihnen gesagt . . . aber vor Herrn Ratin hatte ich Furcht."

„Es muß also ein sehr furchtbarer Mensch sein dieser Herr Ratin! Aber sagen Sie doch, was wollten Sie in der Werkstätte machen? Haben Sie nicht das Portrait meiner Tochter umgedreht?"

Ich wurde bis über die Ohren roth.

Er begann zu lachen. „Aha, jetzt wird die Sache ernsthaft, denn Sie machten die Promenade gewiß nicht, um mein Bild zu sehen. Nun, Lucy, ist die Reihe an Dir böse zu werden."

„Gar nicht, mein Vater," sagte sie mit zauberischer Anmuth lachend; „ich weiß daß Herr Julius die Künste liebt; er ist selbst ein talentvoller Zeichner; es ist also ganz natürlich, daß er die Arbeit eines geschickten Künstlers zu sehen wünschte."

„Lucy," erwiederte der Greis mit freundlicher Schalkheit, „Du bist auch nicht zu verdenken, wenn Du nicht weißt, daß jemand, wenn er ein Bild mit Deiner Gestalt umwendet, Dich natürlicherweise sehen will . . ." Da er aber jetzt meine Scham bemerkte, fügte er hinzu: „Erröthen Sie nicht, mein Sohn; nehmen Sie für sicher an daß ich Sie deshalb nicht weniger achte und daß Ihnen meine Tochter verzeiht, nicht wahr, Lucy?"

Eine leichte Verlegenheit folgte diesen Worten, die aber nur bei mir etwas länger dauerte. Bald hatte ich indessen genug damit zu thun auf alle Fragen zu antworten, welche diese liebenswürdigen Personen an mich richteten. Nachdem so mancherlei zwischen uns besprochen worden war, bemerkte ich beim Greise eine noch innigere Fröhlichkeit und bei der jungen Miß etwas mehr Zurückhaltung, aber dennoch keine geringere Theilnahme und Besorgniß in Bezug auf meine Lage. Ich für

meine Person konnte die Augen nicht auf sie richten, ohne mich durch ihren Anblick wie berauscht und vom süßesten Entzücken durchschauert zu fühlen.

Wir kamen jetzt der Stadt näher. „Wird auch Ihr Oheim Ihnen grollen?“ sagte der Greis zu mir.

„O nein, mein Herr! . . . Ich werde mich übrigens so sehr freuen ihn wiederzusehen, daß mir auch dies wenig Kummer machen sollte.“

„Der liebenswürdige junge Mensch!“ sagte Lucy in englischer Sprache.

„Nun, so will ich Sie Ihrem Oheim gleich zuführen. Eichenstraße, sagten Sie? John, laß in der Eichenstraße No. 3. halten.“

. . . .

Ich fürchtete weiter nichts als daß wir meinen Oheim nicht zu Hause antreffen möchten. Der Wagen hielt und ein kleiner Junge sagte uns, daß mein Oheim in seinem Zimmer sei.

„Rufe ihn herunter!“ sagte ich zu dem Kinde.

„Nein, wir wollen hinaufgehen!“ sprach der Greis; „ist es hoch?“

„Eine Treppe hoch,“ antwortete der Kleine.

Und wie beim Maler unterstützte die junge Miß ihren

Vater im Gehen und trat mit ihm in's Haus, während ich ihre Fußstapfen hätte küssen mögen.

. . . .

Mein Oheim war eben nach Hause zurückgekehrt. Kaum sah ich ihn, so warf ich mich in seine Arme. „Du, Julius!" sagte er; aber ich überhäufte ihn mit Liebkosungen und konnte ihm nicht antworten.

„Du kommst ohne Hut, mein Sohn, aber wie ich sehe in guter Gesellschaft. Mein Fräulein und mein Herr, haben Sie die Güte Platz zu nehmen." Ich ließ seine Hand los, um Stühle zu setzen.

„Mein Herr," sagte der Greis, „wir wollen Ihren würdigen Händen nur diesen jungen Menschen übergeben, der sich zwar einer Unbesonnenheit schuldig gemacht hat, aber ein durchaus gutes Herz besitzt. Er wird Ihnen selbst sagen, welchen Umständen wir das Vergnügen verdanken, ihn zum Reisegesellschafter bekommen zu haben, und wie es gekommen ist, daß wir uns die Freiheit nahmen uns bei Ihnen vorzustellen . . . Leben Sie wohl, junger Freund," sagte er, mir die Hand reichend; „hier überreiche ich Ihnen eine Karte mit meinem Namen, damit Sie wissen wer ich bin, wenn Sie mir einmal wieder das Vergnügen machen wollen meine Freundschaft in Anspruch zu nehmen."

„Leben Sie wohl, Herr Julius . . .“ sagte das liebenswürdige Fräulein und reichte mir gleichfalls die Hand.

Ich sah sie scheiden und Thränen traten mir in die Augen.

. . . .

Auf diese Weise kam ich wieder zu meinem guten Oheim Tom. Einige Tage später kehrten wir nach Genf zurück. Er befreite mich von Herrn Ratin und nahm mich zu sich.

Dies war meine erste Jugend. Ich werde im nächsten Capitel erzählen, wie es mir die drei nächsten Jahre ergangen ist.

2.

Die Jüdin.

Um mich in meiner Ferienzeit nützlich zu beschäftigen, hat mir mein Oheim gerathen den Grotius zu lesen und dann den Puffendorf, um endlich den Burlamaqui zu studiren, der für den Augenblick abhanden gekommen war. Daher stehe ich früh auf, gehe an meinen Tisch, setze mich zurecht, schlage die Beine übereinander und mache das Buch auf, wo ich stehen geblieben bin . . . aber was passirt mir nun?

Nach Verlauf einer halben Stunde beginnen mein Geist und meine Augen links und rechts abzuschweifen. Anfangs fällt der Blick nur auf den Rand des Quartanten, wo ich einen gelben Punkt auskratze, ein Haar wegblase oder mit aller ersinnlichen Behutsamkeit ein Knötchen aus dem Papier löse; dann geht es an den Kork meines Dintenfasses mit seinen kleinen wunderlichen Merkwürdigkeiten, von denen jede meine

Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; nun stecke ich meine Feder in den Ring des Stöpsels und lasse diesen in sanfter Schwingung tanzen, was mir ungeheures Vergnügen macht; hierauf lehne ich mich behaglich im Armstuhle zurück, strecke die Beine aus und schlage die Hände über dem Kopfe zusammen; in dieser Lage kann ich mich schwer enthalten irgend ein Liedchen zu pfeifen, indem ich nebenbei mit unwillkührlicher Beharrlichkeit den Bewegungen einer Fliege zuschaue, welche mit aller Gewalt durch die Scheiben hinaus will.

Wenn mir aber bei dieser Lage die Gelenke steif zu werden beginnen, erhebe ich mich um mit den Händen in den Taschen einen kleinen Spaziergang zu machen, der mich nach der Thüre hin führt. Da habe ich aber nur eine dunkle Wand vor mir und kehre natürlicherweise an's Fenster zurück und trommle mit den Fingernägeln an den Scheiben einen prächtigen Wirbel, denn darin habe ich's zu etwas gebracht. Aber da fährt ein Wagen vorbei, es bellt ein Hund draußen oder es geschieht auch wohl nichts von alle dem; indessen muß ich doch sehen was draußen passirt. Ich öffne das Fenster . . . Bin ich aber einmal da, so weiß ich schon daß ich sobald nicht wieder wegkomme.

Das Fenster, ja das ist der echte Zeitvertreib eines studirenden Jünglings, nämlich eines fleißigen, d. h. eines solchen Jünglings, der sich nicht in den Kaffeehäusern oder mit Tage-

dieben herumtreibt. „O der wackre Jüngling!“ heißt es von ihm; „er ist die Hoffnung seiner Eltern, die seine Häuslichkeit und sein gesetztes Wesen kennen!“ Und da seine Lehrer sehen, daß er weder auf der Promenade herumstreift, noch durch die Straßen galoppirt, noch an den Spieltischen sitzt, so sagen sie mit Wohlgefallen, daß es der junge Mensch einmal weit bringen werde. Unterdessen weicht und wankt der hoffnungsvolle Jüngling nicht von seinem Fenster.

Und — ohne mich rühmen zu wollen — ein solcher Jüngling bin ich. Hier bringe ich ganze Tage zu und — soll ich's gerade heraussagen? — weder von meinen Lehrern noch von Grotius oder Puffendorf habe ich je den hundertsten Theil von dem gelernt was ich in mich hineinschlürfe, wenn ich auf die Straße hinabschaue.

Aber wie überall, so schreitet man auch hier nur stufenweise vorwärts. Anfangs ist es nichts als eine Gafferei zur Erholung. Man sieht in's Blaue hinein, heftet den Blick auf ein Hälmchen, bläs't eine Flaumfeder hinunter, betrachtet ein Spinnengewebe oder spukt auf einen bestimmten Pflasterstein. Solche Dinge nehmen wegen ihrer Wichtigkeit und theilweisen Schwierigkeit oft ganze Stunden Zeit weg.

Ich scherze nicht. Man denke sich nur einen Menschen, der das nicht gemacht hat. Was ist er, was kann er sein? Ein am Hergebrachten haftendes, schwerfälliges dummes Geschöpf

ohne Gedanken und Poesie, das auf der breiten Heerstraße des Lebens hinabschreitet, ohne jemals stehen zu bleiben, sich umzublicken, einen Schritt zur Seite abzuweichen oder gar einen neuen Weg einzuschlagen. Es ist ein Automat, welcher von der Wiege bis zum Grabe seinen Weg macht wie der Dampfwagen von Liverpool nach Manchester.

Ja, das Herumgaffen ist wenigstens einmal im Leben nöthig, aber besonders im achtzehnten Lebensjahre, wenn man die Schule verläßt. Hier gewinnt die durch das Lesen alter Schwarten vertrocknete Seele wieder neues Leben, sie macht einen Halt um wieder zur Besinnung zu kommen und beschließt ein erborgtes Leben um ihr eignes zu beginnen. Ein ganzer auf diese Weise durchlebter Sommer scheint mir bei einer sorgfältigen Erziehung gar nicht zu viel. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein einziger Sommer nicht ausreicht einen großen Mann zu bilden; Sokrates schlenderte Jahre lang gaffend umher, Rousseau bis in sein vierzigstes Jahr und Lafontaine sein ganzes Leben hindurch.

Und gleichwohl habe ich noch in keinem Werke über die Erziehung ein Wort von dieser Vorschrift gefunden.

Die Uebung der erwähnten Gafferei ist also die Grundlage jeder echten und tüchtigen Bildung; während nämlich dabei die Sinne eine harmlose Nahrung gewinnen, wird der Geist zunächst zur Ruhe und demgemäß zur Beobachtung gestimmt; denn

„Beim Gaffen neigt der Geist sich zur Beobachtung,“ und erwirbt so folgerecht und unwillkührlich die Gewohnheit Begriffe zu ordnen, zu verknüpfen und anzuwenden. Und so kommt er wie von selbst auf jenen philosophischen Weg, den Baco empfahl und Newton einschlug, welcher Letztere bekanntlich einmal in seinem Garten herumschlenderte, einen Apfel fallen sah und dadurch das Gesetz der Schwere entdeckte.

Wenn nun der Student an seinem Fenster nicht eben die Schwerkraft entdeckt, so fahren ihm doch durch einen ganz ähnlichen Proceß und durch bloßes Gaffen auf die Straße eine Menge Ideen durch den Kopf, die, mögen sie nun an sich alt oder neu sein, doch immer für ihn neu sind und deutlich beweisen, daß er seine Zeit gut benutzt hat.

Stoßen nun diese Ideen in seinem Gehirn mit den alten erborgten zusammen, so entstehen wieder andre Gedanken aus diesem Stoße; denn da es seiner Natur zuwiderläuft alle diese Ideen und besonders die widersprechenden nebeneinander zu dulden, so muß er selbst bei der Betrachtung eines Hälmchens vergleichen und wählen, was ihn zusehends zum Denker macht.

Und wie reizend ist diese Art zu arbeiten, sich die Zeit zu vertreiben!

. . . .

Mag aber auch ein Hälmchen dem Herumgaffer zu einer nützlichen Beschäftigung genügen, so muß ich doch bekennen,

daß ich dabei nicht stehen blieb, denn mein Fenster umfaßte eine merkwürdige Menge von Gegenständen.

Gegenüber liegt das Hospital, ein sehr weitläuftiges Gebäude, wo nichts ein= oder ausgeht, was mir nicht seinen Tribut zollen müßte. Ich überdenke die Absichten, errathe die Ursachen und ahne die Folgen des Kommens und Gehens. Und selten täusche ich mich; denn ich darf nur bei jedem neuen Falle das Gesicht des Pförtners befragen, wenn ich hundert merkwürdige Mittheilungen über die ankommenden Leute haben will. Nichts giebt über die verschiedenartigen Bestandtheile der Gesellschaft besser Auskunft als das Gesicht eines Thürstehers. Es ist ein Wunderspiegel, worin sich in allen ihren Abstufungen die ehrerbietige Kriecherei, die immer noch unterthänige Beschützermiene und die brutale Geringschätzung malen, je nachdem sich der reiche Hospitaldirector, ein untergeordneter Beamter oder das arme Findelkind darin abspiegelt. Wie oft dieser Spiegel auch wechs'le, treu ist er immer.

Meinem Fenster gegenüber, doch etwas höher, befindet sich das eines Hospitalzimmers. Von dem Platze aus, wo ich arbeite, sehe ich die düstre Decke und zuweilen auch mit einem Gefühl des Schauers den mürrischen Krankenwärter, wie er die Nase an die Scheiben klemmt und auf die Straße hinabguckt. Steige ich auf den Tisch, so kann ich diesen ganzen Wohnsitz des Jammers überblicken, wo der Schmerz, der

Todeskampf und der Tod selbst ihre Schlachtopfer auf zwei langen Reihen von Betten ausgestreckt haben. Ein grauenvoller Anblick, zu dem mich gleichwohl oft eine dunkle Theilnahme hinreißt; wenn ich nun einen sterbenden Unglücklichen erblicke, so schwebt meine Einbildungskraft um sein Kopfkissen, weilt bald bei dem erlöschenden Leben, verliert sich bald in die unbekannte Zukunft und weidet sich an diesem schwermuthsvollen Reize, womit stets das Geheimniß des menschlichen Geschickes umhüllt ist.

. . . .

Links unten in der Straße steht die Kirche, in den Wochentagen leer, Sonntags aber mit Menschen gefüllt und von frommen Gesängen ertönend. Auch hier sehe ich wer aus- und eingeht und fälle meine Urtheile, aber freilich mit geringerer Sicherheit; denn der Thürsteher fehlt. Wäre aber auch einer dagewesen, so würde er mir doch nicht viel geholfen haben, denn ein Pförtner wird sich stets nur an den Rock halten; darüber hinaus ist er blind, stumm und taub, so daß sein Gesicht nichts mehr wiederspiegelt. Nun verlangt es mich bei den Kirchgängern die Seele kennen zu lernen, die aber sitzt unglücklicherweise unter dem Rocke, unter der Weste, unter dem Hemde und unter der Haut, ja vielmals ist sie auch da nicht, indem sie während der Predigt irgendwo spazieren geht. So tappe ich denn umher, meine und vermuthe, befinde mich aber dabei

auch nicht übel; denn eben das Unbestimmte, Schwankende und Zweifelhafte ist die echte Nahrung, der wahre Reiz des Herumgaffens.

Rechts ist der Brunnen, an dessen blauem Wasserstrahl sich Mägde und Bäckerbursche, Knechte und Gevatterinnen unterhalten. Beim Geplätscher des sich füllenden Eimers sagt man hier einander allerhand Artigkeiten, schimpft auf die böse Herrschaft, klagt über die Plackereien im Dienst und spricht von Familiengeheimnissen. Das ist meine Zeitung, die für mich um so anziehender wird, je weniger ich davon verstehen kann, je mehr ich errathen muß.

Oben zwischen den Dächern sehe ich den Himmel, der bald hell bald dunkelblau, bald grau und voll schwimmender Wolken ist; zuweilen erscheint auch ein langer Zug Vögel, die über Stadt und Land nach fernen Gestaden ziehen. Durch den Himmel nun stehe ich mit der Außenwelt, mit dem unendlichen Raume in Verbindung; es ist das ein großes Loch worein ich mich, das Kinn auf die Faust gestützt, mit Blick und Gedanken versenke.

. . . .

Bin ich es müde mich empor zu schwingen, so steige ich wieder auf die Dächer nieder; da sind die Katzen, welche zur Liebeszeit mager sind und mit grimmiger Zärtlichkeit miauen, in der Augustsonne aber ihre fetten Leiber träg ausdehnen und

lecken. Unter dem Dache sind die Schwalben mit ihren Jungen, die im Frühjahr einziehen und im Herbste fortwandern, stets umherfliegen und Nahrung suchen, die sie ihrer schreienden Brut in's Nest tragen. Ich kenne sie alle und sie kennen mich auch; sie scheuen sich vor meinem Kopf ebenso wenig als vor dem Blumenasch mit türkischer Kresse im Fenster unter mir.

Nun kommt endlich die Straße mit ihrem stets wechselnden und stets neuen Schauspiel; da sehe ich hübsche Milchmädchen, ehrwürdige Rathsherren und muthwillige Schüler, Hunde welche knurren oder ausgelassene Sprünge machen; Ochsen, welche Heu kauen und wiederkauen, während ihr Herr im Wirthshause einen auf die Lippen nimmt. Und glaubt man etwa, es gäbe für mich nichts zu thun, wenn es regnet? Nie bin ich mehr beschäftigt. Da vereinigen sich tausend Strömchen zu einem Bache, der wächs't und anschwillt, der laut dahinrauscht und allerlei Gegenstände im Laufe mit fortreißt, die ich alle einzeln bei ihrem Gehüpfe mit bewundernder Aufmerksamkeit verfolge. Oder ein alter zerbrochener Topf sammelt die flüchtigen Gegenstände hinter seinem weiten Bauche und hat den Einfall sich der Wuth des Stromes zu widersetzen; Kieselsteine, Knochen und Späne sammeln sich an und dehnen sich zur Seite aus; ich nehme Partei und fast stets für den zerbrochenen Topf; ich spähe in die Ferne, ob ihm nicht eine Verstärkung erscheinen will; ich zittre für seinen rechten Flügel, welcher nachgiebt,

ich fürchte für seinen linken, der schon leck geworden ist . . . während der wackre Veteran im Kreise seiner Kerntruppen immer noch Stand hält, obgleich ihm die Fluthen fast über dem Kopfe zusammenschlagen. Doch wer vermag wider den Himmel zu streiten! Der Regen stürzt mit verdoppelter Wuth herab und der Damm bricht . . . Ein Dammbruch! Die Augenblicke, welche einem Dammbruche vorausgehen, sind an unschuldigen Freuden das Ausgezeichnetste was ich kenne. Nur wenn Damen, um den Bach zu überschreiten, ihr artiges Füßchen zeigen, dann verlasse ich mit den Augen den Dammbruch und folge den weißen Strümpfen bis an die Straßenecke. Und das ist nur ein kleiner Theil von den Wundern, die man von meinem Fenster aus sehen kann.

Finde ich doch die Tage sehr kurz, denn vielerlei geht mir verloren, weil es mir an Zeit mangelt.

. . . .

Ueber meinem Gemach ist das meines Oheims Tom. Er sitzt in einem Armstuhl mit Rollen und beugt den Rücken vorwärts, so lange der Tag sein Silberhaar bescheint; er lies't, zeichnet an, trägt zusammen, ordnet und speichert in seinem Gehirn die Quintessenz von einigen tausend Bänden auf, welche ringsumher die Wände seines Zimmers bedecken.

Als Gegenstück seines Neffen weiß Onkel Tom alles was man aus Büchern profitiren kann, nur nichts von dem was

man auf der Straße lernt. Darum glaubt er auch mehr an die Wissenschaft als an die Dinge selbst. Er könnte an der eignen Existenz zum Zweifler werden und dabei doch in Betreff irgend eines dunkeln philosophischen Systems kein Haarbreit nachlassen. Sonst ist er gutmüthig und naiv wie ein Kind, weil er niemals mit den Menschen Umgang gehabt hat.

An drei verschiedenen Arten von Geräusch erkenne ich fast alles was mein Oheim Tom vornimmt. Wenn er einmal aufsteht, knarrt die Rolle seines Armstuhles; will er ein Buch herunterlangen, so poltert die Leiter; hat er sich mit einer Prise Tabak gelabt, so klappt die Dose auf den Tisch.

Diese drei Arten von Geräusch folgen einander gemeiniglich und ich bin so daran gewöhnt, daß sie mich in meinen Arbeiten wenig stören. Aber einst . . .

. . . .

Einst höre ich die Lehnstuhlrolle gehen, aber die Leiter poltert nicht und ich warte auch umsonst auf das Klappen der Dose! Ich erwache aus meiner träumerischen Gafferei, wie der Müller wenn die Mühle stehen geblieben ist. Ich horche. Mein Oheim Tom kos't, mein Oheim Tom lacht . . . ich höre noch eine Stimme . . . „Aha so ist es doch an dem!“ sagte ich in großer Aufregung bei mir selbst.

. . . .

Man muß nämlich wissen, daß ich, seitdem ich am Fen-

ster arbeitete, keineswegs bei Allgemeinheiten stehen geblieben war. Seit einigen Tagen hatte ich mich vorzugsweise mit einem Gegenstande beschäftigt, der meine Aufmerksamkeit von den übrigen Dingen bedeutend abzog. Folgendes sind die Symptome, welche diese Veränderung in der Richtung meiner Arbeiten bezeichnet haben.

Von frühem Morgen an laure ich; von zwei Uhr an klopft mir das Herz; wenn sie vorüber ist, hört mein Tagewerk auf.

Vorher hatte ich niemals daran gedacht, daß ich allein war; denn war nicht neben mir mein Onkel da und der Bach und die Schwalben und die ganze Welt? Jetzt aber fühle ich mich allein, ganz allein, ausgenommen gegen drei Uhr, wo alles um mich her und in meinem Innern lebendig wird.

Ich habe schon gesagt wie angenehm früher meine Stunden dahinflossen. Jetzt weiß ich nicht mehr was ich angeben soll; ich kann weder müssig bleiben noch herumgaffen, was ein großer Unterschied ist; dies geht so weit, daß noch vorgestern eine allerliebste Flaumfeder zwei Spannen weit von meiner Nase herunterwallte, ohne daß es mir im geringsten einfiel darnach zu blasen. Und solche Fälle könnte ich zu Hunderten anführen.

Statt dessen träume ich jetzt mit wachenden Augen. Ich bilde mir ein sie kenne mich, lächle mir zu und finde Gefallen an mir, oder ich spähe auch nach Mitteln und Wegen in ihren Augen etwas zu sein, ich begegne ihr, reise in ihrer Gesellschaft,

ich beschütze und vertheidige sie und sie findet Rettung in meinen Armen; ach und wie herzlich betrübt es mich, daß wir nicht mit einander in einem düstern Walde sind und von schrecklichen Räubern angefallen werden, die ich in die Flucht schlage, wenn ich auch bei unsrer Vertheidigung verwundet werde.

. . . .

Aber es ist wohl hohe Zeit zu sagen, was denn das eigentlich für ein Gegenstand war. Ich weiß nicht wie ich es anfangen soll, denn die Worte sind sehr ungeschickt zur Schilderung dessen, was sich unserm Gesicht darstellte, als unser Herz zum ersten Mal für ein Mädchen klopfte; es sind das frische und innige Empfindungen, welche einer ganz jugendlichen Sprache bedürfen.

Ich will also bloß sagen, daß sie alle Tage gegen 3 Uhr aus einem Nachbarhause trat, die Straße herabkam und unter meinem Fenster vorüberging.

Sie trug ein einfaches Kleid von blauer Farbe, so daß es schwerlich jemand unter den vielen vorübergehenden blauen Kleidern herausgekannt hätte; auch ich nicht, wäre nicht der ganz eigenthümliche Zauber gewesen womit es die jugendlichen Glieder umfloß. Diese jugendliche Gestalt schien mir ihren Reiz von dem sittsamen Wesen des lieblichen Mädchens zu empfangen und ich konnte mir dann, wenn ich wieder an das Kleid dachte, unmöglich eins denken das mir besser gefallen sollte,

und wenn ich mich auch hundert Meilen in der Runde und in den Putzläden der ersten Künstlerinnen umgesehen hätte.

So lange sich daher dieses Kleid in meinem Gesichtskreise befand, lächelte mich alles rings umher freundlich an, und war es verschwunden, so blieb es doch mit seinem ganzen Zauber in meinen seligen Träumen.

. . . .

An jenem Tage nun sah ich sie wie gewöhnlich erscheinen und bis unter mein Fenster kommen, von wo ich sie dann mit den Augen bis zur Straßenecke und mit den Gedanken noch weiter verfolgen wollte, als sie plötzlich einbog und gerade unter mir in die Hausthür trat. Ich war so bestürzt, daß ich den Kopf zurückzog als träte sie geradeswegs in mein Zimmer. Dann kam ich auf den Gedanken, sie werde wohl durch das Haus nach der andern Straße gegangen sein, als eben in der Bibliothek meines Oheims die außerordentlichen Dinge vorgingen, welche in mir die erwähnte Aufregung erzeugten. Wie? Sie spricht mit meinem Oheim! . . . Und ich strengte eben meine Gehörwerkzeuge ungeheuer an, um ein paar Worte aufzuschnappen . . . da sollte durch ein unvermuthetes Ereigniß das ganze Gebäude zusammenstürzen, welches sich um mich her zu gestalten begann.

Im Grunde war dieses gewaltige Ereigniß nicht eben erheblich. Ich hörte die Leiter poltern und meinen Oheim unter

fortgesetztem Geplauder hinaufsteigen, und noch dazu glaubte ich das Wort hebräisch aus dem Munde meines Oheims zu vernehmen. Aus alle dem ging klar hervor, daß er sich mit irgend einem Professor der hebräischen Sprache in eine gelehrte Wortklauberei eingelassen hatte. Denn man konnte sich doch unmöglich denken, daß sich ihr junger Kopf mit solchen wissenschaftlichen Kindereien oder ihr niedliches Händchen mit den staubigen Folianten befasse.

Sehr in meiner Hoffnung getäuscht stellte ich mich gedankenlos wieder an's Fenster und gukte hinaus, ohne etwas zu sehen, wie das eben geht wenn der Geist wo anders beschäftigt ist. Indessen standen querüber zwei Esel im Sonnenscheine angebunden, welche nach ihrer Art philosophirten. Nach langem Hinbrüten stellte einer derselben eine Betrachtung an, was ich an dem unmerklichen Zucken seines linken Ohres bemerkte; dann machte er einen langen Hals und zeigte dem andern zärtlich sein altes Gebiß; dieser verstand seinen Nachbar und machte es ebenso; hierauf gingen sie Beide an's Werk und kratzten einander wechselseitig so freundschaftlich-wollüstig, nachläßig und süß-träumerisch am Halse, daß ich mich in meiner Sympathie des Wunsches nicht erwehren konnte in ihrem Bunde der Dritte zu sein. Dies war seit meinen so wichtigen Fensterarbeiten zum ersten Male der Fall. In der natürlichen Einfalt mancher Schauspiele liegen unwiderstehliche Lockungen,

welche die Seele an sich reißen und sie zur Untreue an ihren süßesten Gedanken verführen. Schon war ich nahe daran der Anziehungskraft dieses Schauspiels zu erliegen, da trat ein blaues Kleid unten aus der Thür hervor. Sie war es. Unwillkührlich entwand sich ein „Ach!“ meiner Brust.

Das Mädchen hatte etwas gehört und hob den Kopf ein wenig empor, so daß ihr schöner Blick unter dem Hute hervor und nach mir heraufglitt, mich aber blitzschnell mit der Gluth der Scham, der Verwirrung und des Entzückens übergoß. Auch sie erröthete und setzte ihren Weg fort.

Diesem Lebensalter wohnt der eigenthümliche Reiz bei, daß man beim Säuseln des Windes oder dem Knistern eines Hälmchens erröthet; daß sie aber meinetwegen roth ward, kam mir gleichwohl als eine unaussprechliche Gunstbezeigung, als ein Umstand vor, der in meiner Lage vieles veränderte; denn es war das erste Mal daß zwischen ihr und mir etwas vorging.

Doch legte sich meine Freude gar sehr, sobald ich wieder an mich selbst dachte. Sie hatte es gesehen, daß ich mein „Ach!“ mit aufgesperrtem Munde, irrem Auge und verdutztem Gesicht ausrief, als wenn mir der Hut in's Wasser gefallen wäre. Und wie viel kommt nicht auf den ersten Eindruck an, den man auf jemanden macht! Dieser Gedanke machte mir großes Herzeleid.

Aber was sah ich unter ihrem Arme? Einen Octavband

in Pergament und mit Silberhefteln geschlossen! Ich hatte den alten Schinken hundertmal im Zimmer meines Oheims umherliegen sehen und jetzt . . . hatte sie ihn sanft an ihre Seite gedrückt . . . die Scharteke schien mir das Buch aller Bücher zu sein . . . Ich sah zum ersten Mal ein, daß eine solche alte Schwarte auch noch zu etwas gut sein kann. Wie weise war mein Oheim Tom, daß er sein Lebelang dergleichen Zeug zusammengehäuft hatte, wie einfältig aber ich, mir dieses glückselige Buch nicht erworben zu haben, ja nicht einmal dessen Titel zu kennen.

. . . .

Sie ging über die Straße und gerade auf den Eingang nach dem Hospitale zu, wo sie dem Pförtner ein paar Worte sagte. Dieser schien sie zu kennen, aber ihr nicht mehr von seiner Wohlgewogenheit zukommen zu lassen, als sie eben bedurfte um nicht wieder umzukehren. Wenn mich das von dem rohen Menschen verdrießen mußte, so machte es mir doch auch wieder Vergnügen, denn es bewies mir, daß das Mädchen meiner Gedanken nicht allzu reich und vornehm und daß ich wegen der Wünsche, die in meinem Herzen zu keimen begannen, in meinen eignen Augen nicht geradezu lächerlich sei.

Es war mir außerordentlich angenehm sie so nahe bei mir zu wissen, denn ich hatte schon gefürchtet sie bis zum folgenden Tage nicht wiederzusehen. — Ich brannte vor Ungeduld zu

erfahren was sie bei meinem Oheim gewollt und was sie im Hospital zu thun hatte. Aber für den Augenblick fesselte mich das Verlangen sie wieder herauskommen zu sehen; ich entschloß mich zu warten; als jedoch die Nacht einbrach, verlor ich die Hoffnung sie an diesem Tage wiederzusehen und eilte zu meinem Oheim Tom hinauf.

. . . .

Als ich eintrat, hatte er schon Licht angezündet und eben seine ganze Aufmerksamkeit einer mit bläulicher Flüssigkeit gefüllten Phiole gewidmet. „Guten Abend, Julius," sagte er ohne sich stören zu lassen; „setz Dich nieder, ich werde gleich fertig sein."

Ich setzte mich und konnte es kaum erwarten meinen Oheim auszuforschen. Ich betrachtete unterdessen die Bibliothek, die mir jetzt ganz anders vorkam. Mit wahrhafter Achtung schaute ich auf jene ehrwürdigen Bücher, die Geschwister desjenigen, welches ich unter ihrem Arme gesehen hatte; die Dinge um mich und die Luft, die ich athmete, erschienen mir anders als früher, als ob das Mädchen durch das Betreten dieses Ortes Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen hätte.

„Abgemacht," sagte mein Oheim. „Apropos, Julius, Du weißt nicht . . ."

„Nein, lieber Oheim . . ."

„Einem jungen Mädchen, das hierher kam, hast Du es zu danken . . .“

Bei diesen Worten ging er auf seinen Tisch zu, während ich mein Herz vor Erwartung klopfen hörte. Dann drehte er sich um und sagte, als wollte er sich an meiner Ueberraschung weiden:

„Rathe einmal!“

Ich war nicht in dem Zustande etwas zu errathen!

„Sie hat von mir mit Ihnen gesprochen?“ sagte ich mit wachsender Aufregung.

„Es ist noch etwas Besseres,“ erwiederte mein Oheim mit schlauer Miene.

„O bitte, lieber Oheim, sagen Sie, sagen Sie!“

„Nun, mein Burlamaqui ist wieder da!“

Wie aus dem Himmel gefallen stieß ich im Herzen Verwünschungen gegen den Burlamaqui aus, dem ich aus Achtung vor meinem Oheim die ganze Geschichte entgelten ließ.

„Ich suchte für sie ein Buch,“ fuhr mein Oheim Tom fort, „und so fand ich Dir dieses da wieder, das ich schon verloren gegeben hatte . . . O es ist ein liebes Mädchen,“ fügte er hinzu, „und wahrhaftig noch mehr werth als ein Dutzend von Deinen Professoren.“

Hierin war ich allerdings auch seiner Meinung, und dieser Ausruf meines Oheims Tom söhnte mich wieder einigermaßen mit ihm aus.

„Sie lies't Hebräisch wie ein Engel!“

Jetzt war's wieder aus mit mir. „Sie lies't Hebräisch! Aber, bester Oheim . . .“ Es war mir ein höchst fataler Gedanke.

„Und es hat mir recht herzliche Freude gemacht sie den 48. Psalm nach der Buxtorf'schen Ausgabe lesen zu lassen. Ich habe die Varianten mit der Crösius'schen Ausgabe verglichen und ihr auseinandergesetzt daß der Buxtorf'sche Text weit vorzüglicher ist.“

„Das haben Sie ihr gesagt?“

„Natürlicherweise, ich sprach ja eben mit ihr.“

„Sie stand da vor Ihnen und Sie konnten ihr so etwas sagen!“

„Ei warum denn nicht? Was ich ihr übrigens gesagt habe, kann man nicht gut jemandem anders als einer Jüdin sagen.“

„Sie ist eine Jüdin!“

. . . .

Geht es Andern auch so wie mir? Eine Jüdin, schön und eine Jüdin! Mir kam sie nun gleich zehnmal schöner vor und ich liebte sie darum zehnmal mehr.

Das ist freilich gar nicht christlich, aber ich muß doch versichern daß es an dem war und daß der Zauber, den sie schon in meinen Augen verbreitet hatte, sich noch frischer und lebendiger kund gab, als ob alles das, was ich an ihr liebte, verändert und verjüngt worden wäre.

Ich weiß recht wohl, daß mein Urtheil darüber sehr wenig durch Gründe unterstützt wurde und daß auch der ärmlichste Logiker, um wie viel mehr also mein Oheim Tom, mich hätte ad Absurdum führen können; daher sagte ich ihm auch nichts davon, denn mein Irrthum war mir lieber als alle Logik in der Welt.

Indessen war der Eindruck wie ich ihn geschildert habe. Uebrigens . . . hegt man eigentliche Liebe gegen seine Schwester? Nein. Gegen eine Landsmännin? Schon eher. Gegen eine Fremde? Noch weit mehr. Nun aber erst eine schöne Jüdin! Und sie war vielleicht verlassen, in der Welt übel angesehen! Dies war ein Vortheil in meinen Augen, als ob sie mir dadurch näher gekommen wäre.

. . . .

„Will sie denn also Hebräisch treiben?“ fragte ich den Onkel Tom.

„Das nicht, obgleich ich sie so gern dazu veranlaßt hätte. Sie hat es mit einem armen Alten zu thun, der im Sterben liegt. Nun wollte sie eben eine hebräische Bibel von mir borgen und dem Greis eine erbauliche Vorlesung halten.“

„Sie kommt also nicht wieder?“

„Morgen gegen 10 Uhr wollte sie mir das Buch zurückbringen.“

Und mein Oheim begann auf's neue seine Phiole zu beschauen, während ich in tiefes Sinnen versank. „Morgen hier in diesem Zimmer!“ sagte ich bei mir selbst; „so nahe bei mir... und ich bin für sie so gut als nicht vorhanden! Für sie ist der Onkel Tom mit seiner Phiole mehr als ich!“ Traurig ging ich wieder in mein Zimmer hinab.

. . . .

Es überraschte mich, mein Gemach von einem matten Schimmer erleuchtet zu sehen. Das Licht schien aus dem Saale des Hospitals herüber, welches sonst um diese Zeit dunkel zu sein pflegte; ich stieg auf einen Stuhl und bemerkte zunächst einen Schatten an der hintersten Wand. Ganz neugierig geworden, dehnte ich mich zwischen dem Stuhl und Fenster empor, so daß ich tief genug hinein blicken konnte, um an derselben

Wand einen Frauenhut hängen zu sehen. „Sie ist's!" rief ich aus. Den Stuhl auf den Tisch setzen, den Grotius und Puffendorf auf den Stuhl legen und mich oben drauf stellen, dies war das Werk eines Augenblicks. Und ich hielt den Athem an, um das Schauspiel besser zu genießen, welches sich meinen Blicken dabot.

Am Kopfkissen eines blassen leidenden Greises sah ich sie fromm und andächtig sitzen; neben der Krankheit und Altersschwäche erschien ihre Jugend und Frische in einem ganz eigenthümlichen Glanze. Sie senkte ihre schönen Wimpern auf das Buch meines Oheims, woraus sie Worte des Trostes las. Zuweilen hielt sie inne, um dem Kranken Ruhe zu gönnen, unterstützte sein Haupt oder ergriff ihn liebevoll bei der Hand und sah ihn mit dem mitleidigen Blick eines Engels an.

„Der glückliche Sterbende!" rief ich aus; „wie süß müssen ihm ihre Worte, wie zauberhaft lindernd ihre Sorgfalt sein! O wie gern würde ich meine kräftige Jugend mit Deinem hinfälligen Alter vertauschen!"

Ich weiß nicht ob ich diese Betrachtungen zu laut anstellte oder ob es reiner Zufall war, das Mädchen unterbrach in diesem Augenblick ihre Beschäftigung, erhob den Kopf und sah scharf nach mir herüber. Ich gerieth in Verwirrung, als ob sie mich

in der Finsterniß, worin ich stand, hätte sehen können, fuhr ein wenig zurück und — fiel mit Stuhl, Tisch, Grotius und Puffendorf zu Boden.

. . . .

Das Gepolter war nicht klein und ich vom Fall eine Zeitlang betäubt. Als ich eben wieder aufstehen wollte, trat mein Oheim Tom mit einem Licht in der Hand ein.

„Was giebt's, Julius?" fragte er mich erschrocken.

„Es ist nichts, lieber Oheim . . . ich war . . . hier oben an der Decke . . . (mein Oheim sah nach der Decke hinauf) . . . um da aufzuhängen . . . (mein Oheim sah sich ringsum, was es etwa aufzuhängen geben könnte) . . . und während nachher . . . dann bin ich gefallen . . . und da . . . da bin ich gefallen."

„Komm zu Dir, komm zu Dir, mein Sohn," sagte Onkel Tom gütig zu mir. „Der Fall hat wahrscheinlich die Fibern Deines Gehirns angegriffen und darum hat Deine Rede so wenig Zusammenhang." Er ließ mich niedersetzen und hob schnell die beiden Folianten auf. Beim Anblick der eingedrückten Ecken derselben fühlte er sich offenbar mehr ergriffen als beim Gespräch mit der schönen Jüdin. Er legte die Wälzer behut-
wieder auf den Tisch und kam dann zu mir zurück. „Auf-

hängen wolltest Du, und was?" fragte er und faßte dabei meine Hand so, daß er seinen Zeigefinger verstohlen auf meinen Puls bringen konnte.

Diese Frage setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, denn es war im ganzen Zimmer auch keine Spur von einem Gegenstande der aufzuhängen gewesen wäre. Da ich nun die milde Nachsicht des guten Onkels Tom kannte, so öffnete ich schon den Mund, um ihm alles zu erzählen, aber — es gab's doch nicht her.

Nämlich für das, was ich auf dem Herzen hatte, war Nachsicht schon nicht mehr hinreichend; ich bedurfte des Mitgefühls und mein Oheim hatte nur Sinn für abstracte wissenschaftliche Ideen. Darum widersetzte sich etwas in mir, ihm mein Herz zu öffnen, die Blüthe des Gefühls, das ich nach meiner Weise zu nähren strebte, unter seiner Hand hinwelken zu sehen.

„Aufzuhängen hatte ich . . . Ach, mein Himmel, schon!"

„Wie?"

„Ach, bester Oheim, es ist vorbei."

„Was ist denn vorbei?"

. . . .

Im Zimmer des Sterbenden war eben das Licht und mit ihm meine ganze Hoffnung erloschen.

Mein Oheim aber begann bei diesem Ausruf den Fall für sehr bedenklich zu halten und veranlaßte mich zu Bett zu gehen. Er beobachtete mich im Bette höchst aufmerksam, während ich an das liebe Mädchen dachte, dessen Anblick mir entzogen worden war.

Onkel Tom war weit entfernt die Ursache meines Leidens zu ahnen. Nachdem er mich anatomisch untersucht und betastet hatte, kam er (zur Ehre seiner Wissenschaft sei es gesagt) zu der festen Ueberzeugung, daß mein Knochenbau in keinem seiner Theile gelitten habe. Von dieser Seite völlig beruhigt, prüfte er jetzt den Athem, den Blutumlauf und alle übrigen Lebensthätigkeiten; nachdem er endlich noch die bloß äußerlichen Symptome beobachtet hatte, schien seine Wißbegierde befriedigt; er verließ mich mit der Miene eines Menschen, dem etwas sehr im Kopfe herumgeht.

. . . .

Es war gegen Mitternacht. Ich war völlig in meine Gedanken vertieft, als mich das Gepolter der Bücherleiter daraus aufschreckte. Kurz darauf schlief ich ein.

Wie sehr wogte es in mir! Tausend Bilder ohne Zusammenhang mit dem Gegenstande meiner Gedanken kreuzten

sich, flogen an meinen Blicken vorüber. Es war weder Schlaf noch Wachen, noch weniger Ruhe. Dieser Aufregung folgte endlich Erschöpfung. Bald kehrten meine ein Weilchen unterbrochenen Träume zurück, nahmen aber eine andre Färbung an.

Es träumte mir, ich ginge in einem stillen Wäldchen hin, wohl leidend, aber doch ruhig und im Herzen ich weiß nicht welches Gefühl von unbekanntem Entzücken. Niemand war da, nichts zeigte sich was mich an das wirkliche Leben hätte erinnern können. Ich war es allerdings, aber begabt mit Schönheit, Liebreiz und allen Vorzügen, die ich mir wachend wünsche.

Ermüdet setzte ich mich in einer einsamen Lichtung nieder. Es schritt eine Gestalt auf mich zu, die ich nicht kannte, in deren Zügen aber eine schwermüthige Gutherzigkeit schwamm. Unmerklich wurde sie mir weniger unbekannt . . . endlich stand meine liebe Jüdin vor mir. Auch sie war mit allem ausgestattet was ich gern an ihr sehe und schien mich wohlgefällig zu betrachten; wohl sagte sie nichts, aber ihr Blick redete eine Sprache, deren Wonnetöne mir in's innerste Herz drangen. Ich sah wie sich ihr schönes Haupt nach meiner Stirn neigte, fühlte ihren süßen Athem und zuletzt ihre Hand in der meinigen. Da stieg meine Aufregung, mein Traum ward nach und nach

unruhiger. Die Bilder verschwammen durcheinander und statt aller andern Gesichter — sah ich nur das meines Oheims Tom, der meine Hand ergriffen hatte, um mir den Puls zu befühlen, und dessen Kopf über den meinigen herabgebeugt war, indem er mich mit der Brille betrachtete.

. . . .

O wie abscheulich kam mir jetzt das Gesicht meines Oheims Tom vor! Ich liebe den Onkel gewiß und recht ordentlich; aber vom wonnigsten Gegenstande auf das Gesicht seines Onkels und von den zauberreichsten Träumen des Herzens zur kalten Wirklichkeit überzugehen! Soviel bedarf es nicht einmal, um das Leben mit sammt seinem Oheim höchst fatal zu finden.

„Beruhige Dich, Julius," sagte er zu mir, „ich bin Deinem Leiden auf der Spur." Und während er mich unablässig beobachtete, blätterte er zugleich in einem alten Quartanten, um darin ein zu den vorhandenen Symptomen passendes Heilmittel aufzusuchen.

„Ach ich fühle gar keine Leiden! Sie irren sich, bester Oheim; wenn mir etwas nicht recht ist, so besteht es darin, daß Sie mich aufgeweckt haben . . . O ich war so glücklich!"

„Du befandest Dich wohl, Du warst ruhig, glücklich!"

„Ach, ich war wie im Himmel.. Warum haben Sie mich geweckt?"

Hier malte sich auf dem Gesicht meines Oheims Tom eine sichtbare Freude mit einem Anflug von Stolz und gelehrter Genugthuung. Es war als ob er sagen wollte: „Schön, das Mittel wirkt!"

„Was haben Sie denn mit mir vorgenommen?" fragte ich ihn.

„Du sollst es erfahren. Ich habe hier Deinen Fall im Hippokrates, Pagina 64 der Haager Ausgabe. Für den Fall ist Ruhe nöthig."

„Aber, bester Oheim . . ."

„Was?"

Ich wußte nicht wie ich's anfangen sollte, um meinen Oheim zu bewegen, daß er von der jungen Jüdin mit mir spräche; ich konnte ihm nicht sagen was ich für sie empfand, hätte ihn aber doch gern darauf gebracht.

„Morgen, sagten Sie nicht so?" . . . Und nun schwieg ich.

„Morgen?"

„Morgen kommt sie zu Ihnen?"

„Wer?"

Ich fürchtete schon zu viel gesagt zu haben. — „Ich meine die Fieberkrankheit . . ."

„Die Fieberkrankheit?"

. . . .

Meine Fragen und Antworten mußten ihm freilich höchst unzusammenhängend vorkommen, und ich hörte ihn im Hinausgehen das Wort „Delirium" flüstern. Bald polterte die Leiter und ich fuhr zusammen; aber etwas Weiteres von der Lage, worin ich mich noch vor kurzem befunden hatte, konnte ich auch nicht wieder herbeibeschwören. Ich machte unglaubliche Anstrengungen den Schlummer und das Traumbild wieder zu gewinnen. Umsonst. Ja nicht einmal der Wirklichkeit, womit ich mich vorher begnügte, konnte ich wieder habhaft werden; der Traum hatte sie verwischt, ohne daß ich ihn wieder hervorzurufen vermochte; es war alles wüste und leer. Erst als ich mir in Gedanken den nächsten Morgen vergegenwärtigte, konnte ich das Bild meiner Jüdin wiederfinden, wie ich sie vor dem Schlummer gesehen hatte. Ich stellte mir ihre Ankunft beim Oheim auf tausendfache Weise vor, und bei meinem unablässigen Sinnen über die Mittel, sie zu sehen, sie zu sprechen und

mich mit ihr bekannt zu machen, kam ich endlich auf den tollsten Plan.

Wie, wenn ich den Onkel entfernte . . . sie selbst empfinge und mit ihr spräche? . . . Aber was sollte ich ihr sagen? Zu wissen was ich ihr sagte, war die erste Bedingung, wenn mein Plan möglich sein sollte; und ich war nicht wenig in Verlegenheit, denn es war das erste Mal daß ich von Liebe zu sprechen hatte. Als Wegweiser konnten mir nur ein paar Romane dienen, die ich gelesen hatte, worin mir aber die handelnden Personen so trefflich zu reden schienen, daß ich daran verzweifelte solche Vorbilder zu erreichen.

„O wenn ich ihr nur den Zustand meines Herzens schildern könnte!" sagte ich. „Jedes Mädchen, dünkt mich, würde annehmlich finden, was ich für sie fühle." Und ich sprang aus dem Bette, um zu versuchen was ich ihr etwa sagen könnte.

. . . .

Ich zündete ein Licht an, setzte mir einen Stuhl gegenüber um meine Worte an ihn zu richten, sammelte mich ein Weilchen und hub dann so an:

„Mademoiselle!"

Mademoiselle? Das Wort gefiel mir nicht. Ein andres? Ich fand keins. Ihr Name? Ich wußte ihn nicht. Indessen dachte ich durch Umhersinnen . . . Ich zersann mich, aber es kam nichts heraus als Mademoiselle! Also gleich von vorn herein blieb ich stecken.

Aber ist sie denn eine Mamsell wie die erste Beste, der man auf der Straße begegnet? Mademoiselle? Unmöglich. Es bleibt mir nichts mehr übrig als den Hut abzunehmen und zu sagen: Ich habe die Ehre ꝛc. Mit mir selbst grollend setzte ich mich nieder.

Mehr als zehnmal fing ich an, ohne etwas Andres zu finden. Endlich entschloß ich mich die Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß ich dieses Wort ganz wegließe, und begann in leidenschaftlichem Tone:

„Vor Ihnen steht ein Mensch, der nur Ihnen leben, für Sie nur fühlen will . . . und in meinem süßen Triebe . . . schwör' ich Ihnen ewige . . .“

„Mein Himmel, das wird ja ein Vers! Denn ich merkte daß ich auf einen ungehörigen Reim losrannte. Ganz verzweifelt setzte ich mich wieder. Ist es denn so schwer seine Gefühle auszudrücken? dachte ich voller Bitterkeit. Wie wird mir's gehen? Sie wird lachen . . . oder meine Albernheit mit der

Miene des Mitleids anhören — und ich bin verloren! Dieser Gedanke war mir unerträglich und ich begann schon auf meinen Plan zu verzichten.

Indessen schwellten tausend Gefühle mein Herz, als suchten sie sich Luft zu verschaffen, so daß mir wider Willen eine Menge Sätze, Betheuerungen und leidenschaftliche Anreden im Kopfe herumgingen, die mich wie ein quälender Alp zu Boden drückten.

Um mir Erleichterung zu verschaffen, stand ich auf, ging in der Stube auf und ab und murmelte immer Wörter und abgebrochene Redensarten zwischen den Zähnen wie:

. . . „Sie wissen nicht wer ich bin und doch erhält mich schon nichts mehr am Leben als Sie oder Ihr Bild . . . Warum bin ich hier? . . . Sie wollte ich sehen . . . Auf die Gefahr hin Ihnen zu mißfallen wollte ich Ihnen davon Kunde geben, daß es einen Jüngling giebt, dessen einziger Gedanke Sie sind . . . Warum bin ich hier? Um Ihnen meine Liebe, mein Geschick, mein Leben zu Füßen zu legen . . . Eine Jüdin? Und was thut das? Jüdin, ich werde Sie anbeten; Jüdin, ich werde Ihnen überallhin folgen . . . O meine theure Jüdin, werden Sie irgendwo jemanden finden der Sie liebt wie ich? Werden Sie anderwärts die Zärtlichkeit, die Hingebung, die Glückselig-

keit finden, die Ihnen mein Herz bewahrt? O wenn Sie nur die Hälfte davon fühlten was ich empfinde, so würden Sie den Tag segnen, wo Sie mich zu Ihren Füßen sahen, und jetzt würden Sie mir die Hoffnung lassen, daß ich nicht vergeblich zu Ihnen gesprochen hätte . . ."

Es war mir leichter um's Herz. Ich hielt inne. Ich hatte einen Theil der Gefühle, welche mein Herz durchflutheten, in diese Worte gehaucht. Ich war Feuer und Flamme, als ich diese Rede hielt, ich glaubte das junge Mädchen erröthen, von Rührung ergriffen, durch meine Worte im innersten Herzen bewegt zu sehen. Mit der Hand auf meinem Herzen fuhr ich fort: „O haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen; verstoßen Sie mich nicht; Sie würden mich in einen Abgrund stürzen! Für mich ist nur Leben wo Sie sind! . . . Ha . . . Hol's der Henker! O Onkel, Onkel!"

. . . .

Alles war verloren, ohne Rettung verloren, und ich war nicht weit davon bittre Thränen zu vergießen. Die Leidenschaft hatte mir in meinen Augen einen höhern Adel verliehen; verschwunden war auf Augenblicke das Mißtrauen gegen mich selbst, der Widerwille und die Besorgnisse, worunter meine Hoffnungen sonst immer zu kränkeln pflegten; ich fühlte mich vor meiner Gottheit als ein Ebenbürtiger, und indem ich jene

Worte aussprach, legte ich die Hand auf mein Herz, das ich bis auf die Haut heraus brennen fühlte, da . . . O mit geringerem Abscheu hätte ich eine feuchte Kröte oder eine kalte Natter angegriffen . . . Ich riß das Ungethüm ab und schleuderte es von mir.

. . . .

In diesem Augenblicke trat mein Oheim Tom ein, ruhig wie eine Hermensäule, mit der Phiole in der Hand und dem Buche unter dem Arme. Zornig rief ich ihm entgegen:

„Verwünscht sei Ihr Hippokrates mit sammt Ihren alten Schwarten und allen denen welche . . . Was haben Sie gethan? Sagen Sie, was haben Sie gemacht? . . . Zweimal die süßen Augenblicke meines Lebens zu stören! Und was bringen Sie da wieder? Wollen Sie mich vergiften?"

Diese ganze Anrede hörte Onkel Tom mit an, ohne im geringsten böse zu werden; er nahm vielmehr die Kette seiner Schlüsse wieder da auf wo er damit stehen geblieben war, überzeugte sich völlig davon daß die Fieberphantasien noch fortdauerten, und nahm die Stellung eines schlau aufmerkenden Beobachters an. Ohne im geringsten den Sinn meiner Worte zu beachten, studirte er scharfsinnig an meinen Geberden, heftigen Reden und feurigen Blicken das Wesen und den Fortgang

des Leidens und beobachtete scharf auch die geringsten Symptome, um ihnen dann durch seine Kunst zu begegnen.

„Er hat das Pflaster abgerissen," sagte er leise. „Julius!"

„Was?"

„Lege Dich, mein Sohn; lege Dich nieder, Julius; thue mir den Gefallen."

Ich hielt es für das Gerathenste meinem Oheim zu folgen, da es mir doch nicht möglich war ihn von meinem gesunden Verstande zu überzeugen, wenn ich ihm nicht mein Geheimniß offenbaren wollte, und das hätte nicht nur meinen ganzen Plan vernichtet sondern ihm auch nicht einmal bewiesen daß ich nicht närrisch geworden wäre.

„Und da bringe ich Dir auch ein Tränkchen mit. Trink, mein Sohn, trink."

Ich nahm die Phiole und that als ob ich tränke, ließ aber den Inhalt zwischen dem Bett und der Wand hinunterfließen. Mein Oheim band mir eins von seinen Taschentüchern um den Kopf, deckte mich bis über die Ohren zu, zog die Bettvorhänge zusammen, langte die Uhr aus der Tasche und sagte bei sich selbst:

„Jetzt ist es um 3 Uhr; bis um 10 Uhr muß er schlafen;

5 Minuten über ¾ auf 10 Uhr wird es die rechte Zeit sein wieder herunterzukommen." Und er verließ mich.

. . . .

Ganz ermüdet wie ich war schlief ich ein Weilchen; bald aber trieb mich die Aufregung aus dem Bette und ich rüstete mich zur Ausführung meines Plans. Ich machte eine Puppe mir so ähnlich als möglich, band ihr das Schnupftuch meines Onkels um den Kopf und deckte sie hübsch ordentlich zu; hierauf machte ich die Vorhänge wieder zusammen, fest überzeugt daß sie mein Oheim bei seinem felsenfesten Vertrauen auf den Hippokrates nicht vor 10 Uhr öffnen würde, und dann stellte ich mich an's Fenster.

Schon gingen einige Milchmädchen vorbei; der Hausmann machte die Läden auf und die Schwalben waren in voller Arbeit. Die Rückkehr des Lichts, die Morgenfrische und der Anblick der gewohnten Gegenstände erzeugten mehr besonnene Ruhe in meinem Innern und ließen mir meine Unternehmung in einem weniger günstigen Lichte erscheinen, so daß ich beinahe schwankte. Da aber stellten sich die Eindrücke meines Traumes wieder ein und nun kam es mir vor als ob eine Verzichtleistung auf diesen Plan ein Entschwindenlassen des Süßesten wäre was es auf der Welt gäbe. So fand ich meinen ganzen Muth wieder.

Indessen verfloß die Zeit. Ich hatte eben nach der Uhr gesehen, als ich den Rollstuhl oben schreien hörte. Es war $\frac{3}{4}$ auf 10 Uhr. Ich ging rasch hinaus und ließ dem Onkel alle Freiheit sich zu der krank darniederliegenden Puppe zu begeben. Geräuschlos schlüpfte ich in die schweigsame Bibliothek.

. . . .

Leisen Trittes schlich ich hinein und eilte dann an's Fenster. Hinter den Scheiben stehend, die Augen auf das Ende der Straße geheftet wo sie erscheinen mußte, begann ich vor Erwartung und Unbehaglichkeit zu zittern und zu beben. Um das Unglück voll zu machen, spürte ich daß die mühsam eingelernte Anrede meinem Gedächtniß entschwand. Bei der Bemühung etwas davon fest zu halten, bestürmten mich so ängstliche Gefühle, daß ich vor Beklommenheit fast erstickte. Ich war verloren, das sah ich; und meine Bangigkeit ward am Ende so arg, daß ich zu pfeifen anfing, um mich mit aller Gewalt zu zerstreuen. In diesem Augenblicke schlug es auf dem benachbarten Kirchthurme 10 Uhr. Wenn es einmal 10 Uhr geschlagen hatte, kam sie an diesem Tage gar nicht; dieser Hoffnung gab ich mich wenigstens hin. Ich zählte daher die Schläge, von denen jeder ewig auf sich warten ließ. Endlich ertönte der zehnte Schlag und es wurde mir viel leichter um's Herz.

Ich fing an mich zu erholen, da erschien ein blaues Kleid. Sie war's! . . . Das Herz klopfte mir zum Zerspringen und die Anrede war mir rein aus dem Gedächtniß verwischt. Meine einzige Empfindung war der sehnliche Wunsch, sie möchte in irgend einer andern Absicht ausgegangen sein, und ich wartete in unaussprechlicher Bangigkeit, ob sie an unserm Hause vorbeigehen oder eintreten würde. Während ich nun auch die leichtesten Schwankungen ihres Ganges beobachtete, zog ich allerhand Schlüsse daraus, die mich abwechselnd mit Behaglichkeit oder Schrecken erfüllten; das Einzige beruhigte mich einigermaßen, daß sie auf dem jenseitigen Ufer des Baches ging.

Aber sie überschritt ihn! Da ich nun das Fenster nicht aufgemacht hatte, konnte ich den Kopf nicht vorbeugen und verlor sie aus dem Gesicht. Ach, es war mir als sähe ich sie schon in die Bibliothek treten und mit meiner Geistesgegenwart war es völlig am Ende. Ich lief nach der Thür, um zu entfliehen; sowie ich aber auf den Vorsaal hinaustrat, hörte ich ihre Schritte im stillen Höfchen erschallen und sah sogleich ein, daß ich ihr auf diese Weise geradezu in die Hände laufen müßte. Ich blieb stehen. Sie war da . . . Es klingelte . . . Die Augen versagten mir den Dienst, ich schwankte und setzte mich nieder, fest entschlossen die Saalthür nicht aufzumachen.

In diesem Augenblicke kam die Katze meines Oheims von einem Dachfenster des Nachbarhauses auf den Fensterstock unsers Vorsaales herabgesprungen. Bei diesem Geräusch lief mir's eiskalt den Rücken hinunter, als ob wirklich die Thür aufgegangen wäre. Das Thier hatte mich erkannt und ich sah mit großer Herzensbeklemmung, daß es im Begriff war zu miauen; es miaute! . . . Da kam es mir vor als ob meine geheime Anwesenheit verrathen wäre; ich schlug vor Scham die Augen nieder und fühlte wie mir alles Blut in's Gesicht stieg. Ein zweiter Klingelzug vollendete meine Vernichtung.

Ich stand auf, setzte mich wieder und stand noch einmal auf, die Augen immer auf die Klingel geheftet, die ich nochmals anschlagen zu sehen zitterte. Ich lauschte in der Hoffnung sie wieder fortgehen zu hören . . . Da ward mein Ohr von einem andern Geräusch getroffen: ich hörte die Schritte des Onkels Tom in meinem Zimmer. Nun überfiel mich die noch größere Angst von ihm mit dem Mädchen beisammen getroffen zu werden; meine Verwirrung war grenzenlos; endlich beschloß ich der Gefahr lieber entgegen zu gehen als sie zu erwarten. Ich schlich auf den Zehen zurück, damit ich aus der Bibliothek zu kommen schiene, hustete dann, schritt gerade wegen meiner Furcht noch fest genug auf die Thür zu und öffnete sie . . . Ihre anmu-

thige Gestalt zeichnete sich im Schattenriß auf der halbdunkeln Treppe. „Ist Herr Tom zu Hause?“ fragte sie.

. . . .

Das waren die ersten Worte, die ich von den Lippen der schönen Jüdin vernahm. Sie hallen noch immer in meinen Ohren wieder, soviel Zauber lag für mich im Ton dieser Stimme. Obgleich die Frage höchst einfach war, so antwortete ich doch nicht darauf (freilich nicht sowohl aus Feinheit als vielmehr wegen meiner unsäglichen Verwirrung) und ging linkisch nach dem Bibliotheksaale vor ihr her, wohin sie mir folgte.

Ohne mich umzusehen, ging ich bis an den Tisch meines Oheims. Ich hätte es gern gesehen, wenn der Tisch noch viel weiter entfernt gewesen wäre, so sehr fürchtete ich den Zeitpunkt, wo ihr Blick dem meinigen begegnen mußte. Endlich sah ich sie an; sie erkannte mich und erröthete.

Wo war meine Anrede hin? Ueber alle Berge! Ich konnte kein Wort herausbringen und sah röther im Gesicht als sie. Doch fühlte ich, daß ein solches Gegenüberstehen nicht länger haltbar war und begann daher mit großer Herzhaftigkeit:

„Mademoiselle . . .“ Und da blieb ich stecken.

„Herr Tom . . .“ versetzte sie. Dann aber wurde sie ihrer Verlegenheit Herr und fügte hinzu: „Wenn er nicht da ist, will ich wieder kommen.“

Hiermit verneigte sie sich leicht und ging, ich aber war so ganz außer mir, daß ich nicht eher daran dachte ihr das Geleit zu geben, bis sie die Schwelle der Bibliothekthür im Rücken hatte. Nun erst stürzte ich hinter ihr her. Sie war ebenso verwirrt als ich. Während wir in der Dunkelheit der Hausflur die Thür zu öffnen suchten, begegneten sich unsre Hände und ein Wonneschauer durchzuckte meinen ganzen Körper. Sie ging; ich blieb allein, allein in der weiten Welt.

. . . .

Kaum war sie fort, als sich auch meine ganze Anrede wieder fand. Ich grollte mit mir wegen meiner Unbeholfenheit, meiner Albernheit und Verwirrung. Ich wußte noch nicht, daß dieses verlegene linkische Wesen für die Frauen vielfach eine sehr beredte Sprache ist, die gar nicht wohl nachgeahmt werden kann. Bald erinnerte ich mich jedoch an den Ausdruck ihrer Mienen, an ihren Blick und ihre Verwirrung, und dies machte mich weniger unzufrieden mit mir selbst. Ich stellte mich wieder an's Fenster, um sie hinaus gehen zu sehen, als ich die Thür des Bibliotheksaals aufgehen hörte. Ich hatte kaum so viel Zeit in das Bett meines Oheims zu springen, wo ich mich hinter den alten grünen Vorhängen versteckte, die kein Licht eindringen ließen.

„Aber, schönes Kind, was Sie mir da sagen . . .“

„Ein junger Mensch, ich versichre Ihnen, Herr Tom.“

„Ein junger Mensch hier! Der Unverschämte! Und wie sah er aus?“

„Er sieht . . . er sieht nicht unverschämt aus, mein Herr.“

„Es ist aber nicht anders . . . Denken Sie doch, sich hier so einzuschleichen! . . .“

„Vielleicht ist es ein Bekannter von Ihnen . . .“

„Hierher kommt niemand Andres als ich und mein Neffe . . .“

„Er war es auch, glaube ich,“ sagte sie mit leiserer Stimme und niedergeschlagenen Augen.

„Ich habe ihn ja erst den Augenblick hier unter diesem Zimmer verlassen! . . . Und, sagen Sie, kennen Sie denn meinen Neffen?“

Hier trat eine Pause ein, eine ewig lange Pause.

„Sie erröthen, schönes Kind! . . . Verlassen Sie sich darauf, es giebt junge Leute, die weniger ehrenwerth und auch weniger angenehm sind . . . Aber sagen Sie, woher kennen Sie ihn?“

„Mein Herr, Sie sagen daß er unter Ihrem Zimmer wohnt. Dort habe ich zuweilen am Fenster . . . denselben jungen Menschen gesehen, der mich hier empfing.“

„Unmöglich, sage ich Ihnen. Sie können wohl meinen Neffen dort gesehen haben, denn er liegt den ganzen Tag im Fenster; aber hier eingeschlichen hat er sich nicht; daran ist er unschuldig der arme Julius. Ich werde Ihnen gleich sagen warum. Gestern Abend gegen 9 Uhr war der unbesonnene Mensch auf ein Gerüst gestiegen, ohne daß ich einsehen kann weshalb, er müßte denn mit jemandem da drüben im Saale des Hospitals seinen Muthwillen haben treiben wollen . . . (Hier wurde das Mädchen immer verwirrter und wendete den Kopf nach mir zurück, um meinem Oheim ihr Erröthen nicht sehen zu lassen) . . . Dann ging's auf einmal krack! und es entstand ein gewaltiges Gepolter; ich eile hinzu, finde ihn auf dem Boden liegen und schaffe ihn eiligst zu Bette, wo er sich noch befindet . . . Nein, nein, ich denke mir die Sache anders, sehen Sie. Einem jungen Mädchen von Ihrem Aeußern müssen doch immer junge Menschen nachgehen. Einer davon, verstehen Sie, hat sich nun ein Herz gefaßt und ist Ihnen vorausgegangen. Nun, Sie brauchen nicht roth zu werden, meine Tochter, brauchen sich nicht zu schämen; es ist keine Schande

hübsch zu sein . . . Doch lassen wir das, wenn es Sie in Verlegenheit setzt. Ein andermal mache ich meine Thüre besser zu . . . warten Sie." — Und er trat in ein Cabinet, das an die Bibliothek stieß. Es überlief mich siedend heiß, denn dieses meist verschlossene Cabinet stand durch eine Treppe im Innern mit meiner Stube in Verbindung.

. . . .

Ich blieb allein mit ihr. Sie hatte für einige Augenblicke keinen andern Zeugen als mich. Dies schien mir eine unschätzbare Gunst, denn ich mußte so hinter die geheimsten Regungen ihres Herzens kommen. In ihren Zügen und ihrer ganzen Haltung, in ihren geringsten Bewegungen glaubte ich ähnliche Dinge zu lesen wie sie so eben in mir selbst vorgegangen waren. Was für geheimnißvolle Augenblicke, was für Augenblicke wonniger Ruhe, worin mein Herz einige von den Eindrücken meines Traumes wieder fand!

Zum ersten Male sah ich sie so in der Nähe und konnte mich an dem Zauber weiden, den sie um sich her verbreitete. Daß ich es nicht in diese Zeilen ergießen, daß ich es nicht malen kann, wie mir das Mädchen erschien! Und dabei kam mir die Bibliothek des Oheims Tom wie ein wunderherrlicher Rahmen vor, welcher sie einfaßte und ihre glänzende Schönheit noch

erhöhte. Die ehrwürdigen Bücher, welche in ihren staubigen Fächern die Reihenfolge der Jahrhunderte repräsentirten, der alterthümliche Duft, das studierzimmerliche Schweigen und mitten darin diese frische lebensfrohe Blume . . . das sind Dinge, welche sich nicht in Worte fassen lassen.

Nachdem sie lange dagestanden hatte, ging sie auf's Fenster zu und setzte sich in den Großvaterstuhl meines Oheims; sie stützte die Wange auf ihre schöne Hand und schaute gedankenvoll schwermüthig gen Himmel; ein leichtes hauchähnliches Lächeln flog ihr über die Lippen. Dann senkten sich ihre Blicke nachlässig auf den dicken Folianten, den mein Oheim eben verlassen hatte; nach und nach blieben sie darauf haften und steigende Theilnahme malte sich auf ihrem bescheidenen hocherröthenden Gesichte. „Ich habe es!" rief in diesem Augenblicke mein Oheim Tom. Da erhob sie sich, ohne jedoch die Augen vom Folianten abzuwenden, bis mein Onkel in die Bibliothek getreten war.

„Da ist es! Es hat mir nicht wenig Mühe gekostet! Ich schenke es Ihnen wegen Ihrer Liebe zum Hebräischen. Ich behalte das andre, das für mich mehr Werth hat, da es mir besonders auf den Text ankommt; dieser Saffianband schickt sich besser für Ihre schönen Finger. Da nehmen Sie und erinnern Sie sich dabei an den Doctor Tom."

„Sie sind allzugütig, mein Herr. Ich nehme Ihr schönes Buch an und werde Sie niemals vergessen, auch wenn ich nicht hoffte Sie baldigst wieder zu besuchen.“

Und zwar wenn ich zu Hause bin, sagte mein Oheim lächelnd, „weil man doch nicht vor Neffen sicher ist. Da fällt mir eben ein, daß ich meinen Neffen ganz vergesse . . . Leben Sie wohl . . . auf Wiedersehen!“

Und er begleitete sie. Schon war der Foliant, welcher ihre Blicke auf sich gezogen hatte, in meinem Besitz; aber ich zitterte, der Onkel möchte mir nicht Zeit lassen zu entschlüpfen. Zum Glück hatte er die Thüre des Cabinets offen gelassen. Ich stürzte mich hinein. Augenblicklich ist mein Buch in Sicherheit, die Puppe unter dem Bett und ich oben darauf. So erwartete ich den guten Onkel Tom, der auch sogleich eintrat.

. . . .

„Ei ei, schon auf?“ fragte er; „und zu welcher Zeit erwacht?“

„Gerade als es 10 schlug, lieber Onkel.“

Hier malte sich eine vollständige Genugthuung auf dem Gesicht meines Oheims Tom. Er war froh mich wieder hergestellt zu sehen, aber noch froher daß die Sache für die Wissen-

schaft so ehrenhaft ausgeschlagen war. Er sagte in feierlichem Tone: „Jetzt will ich Dir sagen, Julius, was Du gehabt hast; es war eine Hemicephalalgie.“

„Glauben Sie, guter Oheim?“

„Ich glaube es nicht, ich weiß es sogar gewiß; denn ich bin kein Jota vom Hippokrates abgewichen. Durch den Fall und die Erschütterung des kleinen Gehirns entstand ein Austreten der innern Secretionen der Hirnhaut. Und weißt Du auch in welchem Zustande ich Dich gefunden habe? Übermäßig beschleunigter Puls, stierer Blick, völliges Delirium. Dann aber . . . das Pflaster . . .“

„O bester Oheim, sprechen Sie davon nicht mehr und erzählen Sie es niemandem.“

„Das Pflaster erzeugte eine leichte Ausschwitzung; es ging besser; jedoch schien das Delirium noch nicht nachzulassen. Dann aber kam mein Kühltrank . . .“

„Ja, lieber Onkel.“

„Darauf folgte ein ruhiger Schlaf.“

„Ei ja, bester Onkel, ein herrlicher Schlaf!“

„Ein vorhergesehener, vorausgesagter, prophezeihter Schlaf von 1 Uhr Nachts bis Schlag 10 Uhr Morgens — und Du bist beinahe wieder hergestellt!“

„Völlig wieder hergestellt, mein Onkel!"

„Nein, und besonders müssen wir einen Rückfall zu vermeiden suchen. Du magst Dich ruhig verhalten, während ich Dir ein Senfpflästerchen zurecht mache; dann wollen wir sehen. Ruhe nur und arbeite mir heute nicht, das versprich mir."

„Sie können sich darauf verlassen."

. . . .

Sowie mein Oheim hinaus war, warf ich mich über den Folianten her, gerieth aber gleich in eine neue Verlegenheit. Das Buch hatte 2000 Seiten und in der Eile hatte ich die einzige mir interessante Seite zu bemerken vergessen. Diesen Berg zu durchstöbern! Es ist darin ein Gedanke, vielleicht nur ein Wort, wovon sie ergriffen wurde; und dieses Wort unter einer Million andrer zu entdecken! Gleichwohl trieb mich eine unüberwindliche Neugierde an, es aufzusuchen, als hätte mein Schicksal von dieser Entdeckung abgehangen.

Ich machte mich nun an die Arbeit. O was für unverständliches Zeug kam mir da vor die Augen, mit welchem Eifer studirte ich doch! Hätte mich mein Onkel gesehen oder nur mein Professor! „Eifriger Jüngling, schonen Sie sich!" würde man mir zugerufen haben; „Sie strengen sich zu sehr an!"

Es war eine Sammlung alter Chroniken des Mittelalters,

worin über manches fabelhafte und verliebte Abenteuer Bericht erstattet war, so manches alte Wappen, so manche Anmerkungen und Urkunden sich befanden; es war ein buntes Gemisch nach dem Geschmack meines Oheims. Doch fand ich auch Vielerlei darin, was sich auf sie und mich beziehen lassen mochte, freilich am Ende nicht mehr als auf jeden Andern. So kam ich bis zu Seite 300.

Indessen rollte der Stuhl, die Leiter polterte, eine ungemeine Bewegung gab sich im Zimmer meines Oheims kund; es war offenbar, während ich mich dem Studium hingab, verlor er seine Zeit mit Suchen. Es kam mir etwas in den Sinn, ich ging die Treppe hinauf.

. . . .

Mein Oheim Tom befand sich in einem recht bekagenswerthen Zustande, wie eine Löwin, welcher man . . . Nämlich er lief wie in der Irre herum und suchte seine Scharteke, die er von seinen Schubladen, von seinem Tische und vom Himmel wiederverlangte; Unruhe und Verwirrung waren in das ruhige und stille Asyl der Gelehrsamkeit eingezogen.

„Bestohlen, ich bin bestohlen, Julius . . . und verloren! (Er erklärte mir die Sache.) Dieses Buch ist nicht mit Gelde zu bezahlen und ganz unersetzlich; ich war eben daran, gerade

auf der Seite . . . Aber ich habe meinen Gewährsmann nicht mehr! O Libanius, Du wirst triumphiren!“

„Nicht möglich! Es muß durchaus . . . Hören Sie, und auf welcher Seite, lieber Oheim?“

„Ach, weiß ich's denn? Drei Jahre lang Erörterungen über die Bulle Unigenitus und noch im Hafen Schiffbruch zu leiden!“

„Die Bulle, sagen Sie . . .?“

„Unigenitus.“

„Unigenitus! Das ist allerdings abscheulich, und jene Seite?“

„Enthielt die Bulle mit einer Variante, die sich sonst nirgends findet.“

„Weiter nichts?“

„Nun, das ist Dir wohl auch noch nicht genug! Ich würde für diese Seite alles hingeben was ich besitze. Aber ich will sie schon wiederbekommen,“ fuhr er fort. „Nur eine Person hat mir den Possen thun können . . . Ich will schon dahinter kommen, wer mir Folianten fortschleppt . . . Vorwärts!“ Und der gute Onkel setzte sich die Perrücke zurecht, nahm sein altes Rohr, stülpte seinen kleinen dreieckigen Hut auf und ging. Ich stieg sogleich wieder die Treppe hinab und

wiederholte leise für mich: „Bulle Unigenitus, Bulle Unigenitus . . .“ um das Wort nicht zu vergessen.

. . . .

„Bulle Unigenitus, Bulle Unigenitus!“ sagte ich mein altes Buch durchblätternd, „Bulle Unigenitus... Da ist sie groß und breit!“ Es war Lateinisch! Eine schreckliche Täuschung! Seit ich diesen Eindruck empfand, habe ich stets einen Widerwillen gegen das Latein gehabt, das ich freilich schon vorher nicht sonderlich leiden konnte. Da ich indessen bemerkte, daß die Bulle mitten auf der Seite anfing, warf ich den Blick auf das Vorhergehende und las:

„Wie die Kastellaney von Anglivois in die Linie der Chauvin kam durch die Verheyrathung des Messire von Saintré mit Henriette von Entragues.

Niemalen was der Junker noch von Liebe betroffen gewest. Nun geschach es aber, als ihm kaum der Bart zu keimen begunnte, daß er Henrietten im Hofe des Schlosses ersach und vieles Vergnügen daran fassete sie anzuschauen, so fein und anmuthig was sie von Antlitz; und schöpfete aus solchem Beginnen eine Liebespein, so daß er weder am Tage noch in der Nachtzeit an etwas Andres zu denken vermögend was. Doch wußte er nicht wie er's ihr sagen sollte, da er in Sachen der Liebe noch ganz neu was. Wenn er sich nun unter den Junkern behend und ohne Furcht bewegete, so was er doch

vor dem Fräulein gar linkisch und übel beholfen. Er entbrennete aber immer mehr und fassete sich dannenhero einmal guten Muth; er stellete sich in das Gemach seines Vaters, wo sie hinkommen mußte, und machte sich fertig, ihr mit einem Strauß ein gar glänzend Zeugniß von der Liebesflamme abzulegen, worin er von wegen ihrer schönen Augen brennete. Und so lange sie sich noch nicht zeigete, war er wunderbarlich aufgelegt, mit ihr zu reden und ihr sein Sträußlein zierlich darzureichen. Wie er aber Henrietten hereinkommen sach, warf er den Strauß gar hurtig unter den Tisch und wurde stumm und linkisch und übler beholfen denn ein Edelknabe, der sich über einem Fehltritt hat ertappen lassen. Henriette hatte das wohl erschaut und das Sträußlein fortwerfen sehen; sie ward wunderbarlich roth, so daß sie einander gegenüber stunden, roth wie zwei Feldmohnblüthen und ohne ein Wort zu sagen. Und sie stünden noch da, wenn nicht der Vater hereingetreten wäre, welcher zu ihnen sagte: Was machet Ihr dahier?" u. s. w.

. . . .

Ich las diese Seite wohl zehnmal und war ganz entzückt, denn wenn ich im Geiste die kindlichen Ereignisse dieser Geschichte mit dem verglich, was ich im Antlitz meiner Jüdin gelesen, hatte ich Ursache zu glauben, daß mein schüchternes und linkisches

Wesen ihr nicht mißfällig gewesen wäre, sowie ich denn schon aus ihrer Unterhaltung mit meinem Oheim hatte schließen können, daß ihr meine Aufmerksamkeit und mein Gesicht am Fenster nicht entgangen waren. Wir hatten uns also verstanden; so war ich denn tausendmal weiter als ich zu sein geglaubt hatte und konnte mich fortan dem Hange meines Herzens hingeben, ohne mich durch die Schwierigkeit eines ersten Schrittes, oder durch die Besorgniß ihr fremd zu sein, aufhalten zu lassen. Ich begann nun damit eine genaue Abschrift von diesen lieben Zeilen zu nehmen; da mir dann der Kummer schwer auf dem Herzen lag, den ich meinem Oheim verursacht hatte, so benutzte ich seine Abwesenheit, um das Buch wieder hinaufzutragen und es so zwischen die andern zu schieben, daß er auf den Gedanken kommen konnte es selbst verräumt zu haben.

. . . .

Ich kam in mein Zimmer zurück und schloß mich ein, um meinen Gedanken ungestörter nachhängen zu können, welche mir an diesem Tage eine recht angenehme Gesellschaft waren. Ich beschäftigte mich im Geiste immer wieder mit denselben Dingen, um ihnen neue Seiten abzugewinnen, bis ich endlich ermüdet die Vergangenheit ruhen ließ, um mich mit der Zukunft zu beschäftigen; denn mein Loos mit dem ihrigen zu vereinen, dies war fortan das einzige Ziel meines Lebens.

Ich war achtzehn Jahre alt, war Student und ohne andre Mittel als die mir die Güte meines Oheims gewährte. Aber diese Schwierigkeiten kümmerten mich wenig und ich beseitigte sie auf tausenderlei Weise, denn der mächtigen ersten Liebe fehlt es niemals an Muth. Eifriges Streben und Aufopferung nebst einer unbestimmten Ruhmbegierde erfüllten mein Herz mit edlern Empfindungen und erhoben mich zu meiner lieben Jüdin; dann erhielt ich ihre Hand und konnte ihr ein Geschick bereiten, wie sie es verdiente. Dachte ich aber wieder daran, daß alle diese glänzenden Dinge noch in sehr weitem Felde waren, so erzeugte sich in mir der Wunsch, sie möchte arm, unbekannt und verlassen sein, so daß sie durch eine Vereinigung mit mir nur gewinnen könnte; und die geringschätzige Miene des Pförtners, die mir eben wieder einfiel, nährte meine Hoffnung mehr als alles Uebrige.

Es war Sonntag; die Glocken riefen die Gläubigen zum Tempel und ihr eintöniger Schall flößte mir wieder Ruhe in's Herz. Sie schwiegen; bei der Stille auf den Straßen ward mein Gedanke kühner und setzte sich über alle Hindernisse hinweg. Als nun mit meiner süßen Träumerei die Harmonie der frommen Gesänge und der ernste Ton der Orgel verschmolzen, sah ich mich selbst unvermerkt mitten unter die Gläubigen versetzt und genoß ein ruhiges Glück neben meiner Begleiterin; ich sang

mit ihr aus einem Buche, sie senkte ihre schönen Wimpern auf das Blatt nieder und ihr Athem vermischte sich mit dem meinigen; ein süßes Glück war uns hienieden zu Theil geworden und unsre gemeinsame Hoffnung für ein andres Leben.

. . . .

Aber meine Jüdin in einer christlichen Kirche! — Auf diese Bedenklichkeit kam ich gar nicht. Ein liebetrunknes Herz träumt immer nur von den Wünschen und Bildern seiner Phantasie, dieser angenehmen und fügsamen Gesellschafterin, die sich durch nichts in ihren Freuden stören läßt. Ach, ich habe mich später von meinem Fluge auf die Erde niedergelassen, bin unter der Zuchtruthe des Verstandes und der Vernunft an der Hand der Wirklichkeit einhergewandelt; aber diese strengen Lehrmeister insgesammt haben mir auch nicht einen Augenblick verschafft, der sich nur im geringsten mit meinen himmlischen Gefühlen der damaligen Zeit vergleichen ließe. Warum müssen doch diese Augenblicke so kurz sein und niemals wiederkehren!

Ich kannte weder den Namen noch die Wohnung der Jungfrau, die sich meines ganzen Wesens so sehr bemächtigt hatte. Ich harrte mit wachsender Ungeduld auf die Stunde des Montags. Sie erschien nicht. So vergingen auch der Dienstag und die Mittwoche. Ich erfuhr, daß der Kranke, welchen sie gepflegt hatte, vor zwei Tagen gestorben war. Am Freitag

war ich in meiner Ungeduld zum Onkel hinaufgegangen. Ein Unbekannter klopfte an und überreichte ihm ein Packetchen.

„Mach's auf, Julius," sagte er zu mir.

Ich öffnete es. Es war der Saffianband. Inwendig stand auf dem Umschlag:

„Wenn ich sterbe, so bitte ich dieses Buch Herrn Tom zu geben, von welchem ich es habe."

Und weiter unten las ich:

„Wenn mir Herr Tom einen Gefallen thun will, so giebt er es seinem Neffen zum Andenken an die, welche er in der Bibliothek empfing."

. . . .

„Wenn sie stirbt!" rief ich aus; „sie sterben!"

„Das arme Kind," sagte mein Oheim Tom; „was kann ihr nur zugestoßen sein?"

„Wo wohnt sie denn, bester Oheim?"

„Wir wollen uns mit einander nach ihr erkundigen."

Und gleich nachher waren wir auf der Straße. Es regnete. Wir waren fast allein auf der Gasse. Als wir um eine Straßenecke biegten, erblickten wir eine Menge Leute. Mein

Oheim ging langsamer . . . „Was giebt's?“ fragte ich. „Sehen wir denn nicht . . .?“ — „Armer Julius, es ist zu spät! . . .“ — Es war ihr Leichenzug; vor zwei Tagen war sie von den Blattern weggerafft worden!

. . . .

Am folgenden Tage begann ich wieder am Fenster zu träumen; eine Träumerei voll schmerzlicher Leerheit und unerquicklicher Muße, voll Ekel an der Welt, den Menschen und dem Leben selbst und ohne den Reiz gewisser Erinnerungen. Statt aller Gesellschaft und als einzigen Freund hatte ich das kleine Buch, und so oft ich die für mich bestimmte Zeile wieder las, zog mir Wehmuth das Herz zusammen; erst wenn mir die Augen übergingen, fühlte ich mich erleichtert.

Mein andrer Freund war der Onkel Tom. Ich sagte ihm alles; und als ich ihm meine Kriegslist erzählte, begegnete ich in seinem Herzen nur der Güte und Nachsicht. Meine Trauer rührte ihn; er nahm selbst Theil daran, ohne sie ganz zu verstehen. Wenn er mich nun des Abends düster sah, rückte er seinen Stuhl sacht neben den meinigen und schwieg ebenso wie ich, während wir Beide nur von einem Gedanken beherrscht wurden. Dann und wann jedoch rief er in seiner schlichten Treuherzigkeit: „Ein so verständiges Mädchen! . . . ein so hübsches Mädchen! . . . ein so junges Mädchen! . . .“ Und

ich sah beim Scheine des Kaminfeuers eine Thräne seinen alten Wimpern entquellen.

Endlich kam die Zeit auch mir zu Hülfe. Sie gab mir die Ruhe wieder und gewährte mir andre, aber niemals ähnliche Freuden: ich hatte meine Jugend zu Grabe getragen.

R. Töpffer's
Humoristische Erzählungen
in Bildern
6 Bände.

COLLECTION
des
HISTOIRES EN ESTAMPES
de
R. Töpffer,
Auteur des Voyages en zig-zag, des Nouvelles genevoises, etc.
6 Volumes.

Toepffer's *Voyagss en zig-zag* und *Nouvelles genevoises*, besonders letztere unter dem Titel: Genfer Novellen, sind allgemein bekannt. In der hier angekündigten Sammlung komischer Romane erzählt er durch Bilder. Jedes Bild ist von einem geistreichen und witzigen Texte begleitet, zusammen aber sind sie so wohl verflochten und entwickeln sich so Schritt für Schritt aus einander, dass man Begebenheiten die man vor Augen sieht, erzählen zu hören, oder dass man vor einem Schauspiel zu sitzen glaubt. Das Komische liegt im Bilde, bisweilen in der Idee zum Bilde, oft aber auch im Texte, stets aber gestaltet sich das Ganze so, dass das Lachen nicht ausbleibt, ja man lacht und lacht recht herzlich. Was aber allen diesen wunderlichen Bildern einen vorzüglichen Werth giebt, ist, dass sie alle eine scharfe und zugleich heitere Satyre auf die Verkehrtheiten des Tages und der menschlichen Schwächen darbieten, und die verschiedensten Menschenklassen, Staatsmänner, Soldaten, Gelehrte, Demagogen und wie sie alle heissen, der Reihe nach an uns vorübergehen lassen.

Goethe, der einige Bände lange vor ihrem öffentlichen Erscheinen gesehen hatte, spricht sich in „Kunst und Alterthum, 6. Band," mit der beifälligsten Theilnahme über Töpffer und seine Werke aus.

Nicht minder günstig urtheilen deutsche, französische, englische und italienische Blätter bei Anlass dieser Gesammt-Ausgabe über Töpffers komische Romane. In den Jahrbüchern der Gegenwart. Juni 1846, heisst es unter anderm:

„Diese gesetzlosen Linien, diese willkührlichen Mittel treten zur bestimmtesten, in strenger Folge gehaltenen Charakteristik zusammen, diese ganz verrückte, lotterhafte Zeichnung wird zum wohlerwogenen, planmässigen Organe in der Hand eines Mannes, der im Unsinn sinnvoll, im Delirium weise ist und nach den Gesetzen verborgener Berechnung sein tolles Pferd zum sichern Ziele leitet. Man meint, es springe allein: nicht so, es sitzt ein Kutscher auf dem Bock, man sieht ihn nur nicht."

— „Hogarth zürnt dem Bösen und will durch Darstellung seiner Hässlichkeit und seiner Strafe bessern und belehren; so ist er zwar moralisch, aber auch ganz prosaisch und Töpffer steht himmelweit über ihm. Gavarni hat keine reine Komik und verletzt daher sittlich; Hogarth übt strenge Moral aber auf didaktische Weise; Töpffer trägt die wahre moralische Gerechtigkeit ganz in das rein ästhetische Element der vollen Komik über."

Töpffers Bilder-Romane, obgleich komisch, sind durchaus sittlich und können als Zierden für Salons betrachtet werden. Der Text ist in französischer und deutscher Sprache.

Diese Sammlung besteht aus folgenden 6 Bänden, die auch einzeln abgegeben werden, à 1 Rthlr. 15 Sgr. preuss. Courant, 2 Fl. 12 Kr. Convent. M., 2 Fl. 42 Kr. rheinisch:

Histoire de Monsieur Jabot.
Histoire de Monsieur Crépin.
Histoire de Monsieur Pencil.
Les aventures du Docteur Festus.
Histoire d'Albert.
Les amours de Monsieur Vieux Bois.

Die Verlagshandlung warnt hiermit vor den in Paris und London erschienenen, im Geiste gänzlich verfehlten Nachdrücken dieser Bilderwerke.

Genf, 1847. **J. Kessmann.**

Druck von E. Stange's Buchdruckerei in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Töpffer, R.

R. Toepffer's sämmtliche Werke Herausggbn von C. T. Heyne

Bd.: 3

Lpzg 1847

P.o.gall. 2137 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10099104-1